

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

<36632710940012

Das

Schloß zu Wimmis.

Roman

von

Luise Büchner.

Verfasserin von: „Die Frauen und ihr Beruf.“



Leipzig,
Theodor Thomas.
1864.

Das Schloß zu Wimmis.

Von

Luise Büchner.



I.

Vor sechs bis acht Jahren erhob sich auf dem Gipfel des Niesen, jenes gewaltigen Giganten, der gewissermaßen den Wächter bildet an den Eingangsthoren zum Berner Oberland, noch nicht das gastliche Haus, welches jetzt auf der Höhe den müden Wanderer empfängt. Dennoch regte sich häufig der Wunsch, ihn zu besteigen, um von seinem Gipfel, wenn das Glück es wollte, sich der herrlichsten Rundschau über die Alpenhäupter die den Thunersee in einen weitgeschweiften, köstlichen Rahmen einschließen, zu erfreuen. Vornehmlich ist es der Blick auf die glänzenden Flächen der Blümlisalp, welchem die Niesenaussicht ihre Berühmtheit verdankt.

Auch mich trieben Reiselust und Lenzesfreude schon früh im Jahr, sobald das Wetter einigermaßen solche größere Touren gestattete, nach dem lieblichen Wimmis, das hart am Fuße des Niesen und am Eingang zum Simmenthale liegt. Von da aus wird er am leichtesten bestiegen. Selten repräsentirt ein Berg so ganz das

Wort in seiner engsten Bedeutung. Aus der lachenden Wiesenfläche des Thales erhebt sich schroff seine kolossale Unterlage und spitzt sich ganz allmählich fast pyramidalisch zu, mit grünen Matten so vollständig überzogen, daß von unten herauf kein Felsvorsprung, keine Thalschlucht sichtbar wird, welche die grüne, harmonische Fläche störte. Dabei von kleineren Gipfeln unumdrängt, frei nach allen Seiten liegt er genau da wie der Berg im A-B-C-Buch und scheint auch eben so leicht zu besteigen. Aber wie ungehindert auch der Blick des Wanderers hinauf fliegt, dennoch bedarf es mindestens 5 bis 6 Stunden rüstigen Steigens, ehe er die Höhe erreicht. Bei dieser Beschaffenheit des Riesen und dem Mangel eines Obdachs auf dem Gipfel konnte seine Besteigung nur bei vollständig schöner Witterung unternommen werden.

In erster Morgenfrühe mußte man in Wimmis aufbrechen, um am Abend glücklich wieder unten sein zu können. — So war ich schon Nachmittags bei guter Zeit dort eingetroffen, hatte meine Vorbereitungen für den darauf folgenden Sonntag getroffen — da brach gegen Morgen ein so heftiges Gewitter los, daß für heute an eine Riesenbesteigung gar nicht zu denken war. Was sollte ich thun? Wieder unverrichteter Dinge heimzukehren, dies wollte mir nicht in den Sinn — und warum denn nicht einen Tag hier bleiben bei den guten

freundlichen Menschen, in dem köstlichen Thale, das sich dem Auge wie ein Paradies erschließt, nachdem es kaum erst dem Laufe der rasenden Simmen gefolgt, wie sie zwischen himmelhohen Bergwänden über dunkles Schiefergeröll kochend dahinstürzt in grauen, von weißlichem Schaume bedeckten Wellen. Wie eine Mutter ihr trostloses, schmerzgejagtes Kind, so empfängt der Thunersee die Brausende, nachdem sie sich mit der eben so wilden Kander vereinigt, in seinen Armen und schnell geht das wilde Leben unter in der ruhigen Schönheit der blauen Fluth. Nicht weniger beruhigend breitet sich hinter dem Schiefergerölle, das ihr Bett zu beiden Seiten einfaßt, die üppigste Wiesenvegetation aus. Das ganze Thal zwischen dem See und dem Riesen gleicht einem lieblichen, fruchtbaren Obstgarten. Unter den breitästigen Aepfel- und Birnbäumen erheben sich, nach allen Seiten hin zerstreut die wettergebräunten Holzhäuser; fast neben Jedem rauscht ein kühler Brunnen, sein Plätschern mit dem Läuten der Kühe und Ziegen mischend, die Tag und Nacht den grünen Sammet des Thales benagen, ohne daß je ein Auge den angerichteten Schaden bemerkte. Es ist ein ewiges Rauschen und Klingen — man möchte nur horchen und träumen und die ganze übrige Welt vergessen.

Wir waren Ende Mai, die Bäume prangten in weißer und rother Frühlingsblüthe und streuten ihre

Flocken auf das glänzende, wogende Gras. Nach dem Gewitter der Nacht schien Alles noch frischer als am Tage vorher — wahrlich, der erste Schöpfungsmorgen konnte sich kaum reizender, duftiger über die erwachende Erde gebreitet haben. Was ich auf dem Berge verlor, dafür entschädigte mich das Thal in reichem Maße und ich beschloß den geschenkten Tag recht behaglich zu genießen.

Gleich am Eingang des Dorfes erhebt sich auf einem Hügel das bescheidne Kirchlein; dicht an ihn lehnt sich das Pfarrhaus, so nahe, daß der Pfarrer aus einem Hinterzimmer nur noch einige Stufen heraufzusteigen braucht, um zur Kirchenthüre zu gelangen. Hinter derselben steigt auf schroffer Höhe das Schloß hinan, die ganze Gegend beherrschend, ein alterthümliches Gebäude, mit den kleinen, runden Eckthürmchen, wie man sie überall in der Schweiz an alten Schlössern sieht. Ist der Niesen ein echter, regelrechter Berg, so hat auch wohl noch nie eine Burg es mehr verdient ein Felsennest genannt zu werden, als dieses Schloß von Wimmis.

Beim Eintritt durch das runde Thor, starrt uns unmittelbar der moosüberzogene Stein entgegen, auf dem sich erst ziemlich hoch oben die massiven Mauern erheben. Eine breite Treppe bildet den einzigen Eingang zu dem Innern desselben. Das Schloß einstweilen von unten herauf betrachtend, erinnerte ich mich wie diese Ueber-

reste aus der Feudalzeit noch bis vor kurzem der aristokratischen Parthei des Landes zum Anhaltepunkt dienten. Die östreichischen Landvögte hatte das Volk freilich schon längst verjagt und deren Zwingburgen zerstört; aber Vögte und Zwingburgen sollte der Kanton Bern doch noch Jahrhunderte lang behalten. Diese Landvögte, den ersten Familien des Kantons angehörend, übten trotz der republikanischen Verfassung desselben keinen geringen Einfluß auf den ländlichen ihnen untergeordneten Bezirk aus, und verstanden es trefflich denselben ihre despotische Gewalt fühlen zu lassen.

Durch Napoleons Unterwerfung der Schweiz außer Wirksamkeit gesetzt, erstanden sie auf's neue mit der Restauration und zeigten sich im Besitz der wiedergewonnenen Macht nicht minder herrschsüchtig und gewaltthätig als diese. Der Sitz einer solchen Landvogtei war die Burg von Wimmis gewesen und der letzte Vogt, welcher dort gehaust, seiner Zeit bekannt und gefürchtet bis tief hinein in das Simmenthal und weit hinaus die Ufer des Sees entlang. Aber auch seine harte Herrschaft hatte nach verzweifeltem Kampfe ihr Ende erreicht. Die Nemesis der Julirevolution stürzte mit so mancher andern wiederhergestellten Institution der Willkührherrschaft, auch die Berner Landvögte; die veraltete und verhaßte Oligarchie, welche bis dahin den Kanton beherrscht, wich

dem Aufstreben demokratischer Elemente, die stets voranschreitend, sich nun heutigen Tages im vollständigen Besitz der Macht befinden. Die ehemalige Zwingburg des Vogtes dient jetzt zum Kantonalgefängniß und in den Sälen, früher der Schauplatz mancher glänzenden, aristokratischen Gesellschaft, tummelt sich die Schuljugend des ansehnlichen Dorfes.

Dies Alles zog mir durch den Geist während ich auf einer Bank saß, die sich von Akazien beschattet an die Wand der Kirche lehnt, und mein Auge sich an dem Bilde vor ihm erfreute. Nach links sah man deutlich in der Ferne einen langen, bläulichen Streifen, es war der Thunersee, über dem schroff das Faulhorn ragte, aber trotz seiner stolzen Höhe sich dennoch neben das glänzend weiße Wetterhorn nur wie ein Knabe neben einen Mann hinstellte. Grad aus verdeckte ein Gewimmel von Bergspitzen die weitere Aussicht, aber wie sie sich auch reckten und streckten, es mochte ihrem Neide nicht gelingen die Großen hinter ihnen ganz zu verstecken. Im Verein mit ihnen wogte der Nebel und wetteiferten die Wolken; dennoch hob sich bald da, bald dort, eine glänzende Alpenspitze hervor. Jetzt drängte der Mönch sich durch, dem Thale einen Morgengruß zu senden, dann die Spitze des Eigers und zuletzt hob auf dem grünen Grunde sich coquett und reizend eine blendend weiße Schulter der Jungfrau hervor. Währenddessen

hatte die Kirchenglocke die andächtige Gemeinde zusammengeläutet; mit gemessnem, langsamem Schritt kamen sie den Hügel heran, und schritten in das uralte, schmucklose Gotteshaus hinein. Die Frauen sahen gar niedlich aus in der anmuthigen Tracht des Simmenthales, die, der des Oberlandes fast gleich, sich meist durch dunkle Farben auszeichnet und überdies durch ein schwarzseidnes Halstuch vervollständigt wird, dessen hinteres Ende frei über die Taille herabhängt, vorn jedoch in den Mieder eingesteckt ist und die schneeweiße Chemisette, Mänteli genannt, nicht verdeckt. Das schwarze Tuch ist oft reich mit Spitzen besetzt und überaus kleidsam; ältere Leute tragen dazu noch eine schwarze Spitzenhaube, so eigenthümlich gestaltet, daß eine breite Spitze schleierartig über die ganze Stirne herabfällt.

Zuletzt kam noch ein Taufzug den Hügel heran; die Amme trug das Kind unter einer langen gestickten und mit rosa gefütterten Decke. Zu beiden Seiten schritten die Pathinnen, die Eine in städtischer Tracht mit blumengeschmücktem Hut und reichem seidenen Kleid, die Andere, der Typus einer vornehmen Simmenthaler Bäuerin. Auch sie rauschte in schwerer, schwarzer Seide dahin; über das spitzenbesetzte Tuch legte sich breit eine schöngeflochtene Haarkette, und stand ihr auch die Haube etwas eulenartig, so sollte ich doch bald belehrt werden, wie reizend sie ein feines, jugendliches Gesicht kleidet.

Jedenfalls sprach das Auge schnell den Preis des Schönen und Malerischen der Bäuerin und nicht der Städterin zu.

Endlich trat auch der Pfarrer aus seinem Hinterzimmer, wo ich ihn schon lange warten sah und ich glaubte ein Bild des Mittelalters sei aus seinem Rahmen gestiegen. Welcher protestantische Reformator den Halskragen erfand, den der Jünger Zwingli's auf seiner schwarzen Soutane trug, ist mir unbekannt; aber es muß ebenso angenehm sein, einen Mühlstein auf den Schultern zu haben, als dieses Pflugsrad von aufgesteiftem Musselin mit seinen handhohen Erhöhungen und Vertiefungen. Alle Verführungen und Lockungen der Welt scheinen an diesem Wall machtlos abprallen zu müssen, mit dessen mühevollem Aufbau eine erkleckliche Anzahl von Wäscherinnen Jahr aus, Jahr ein beschäftigt ist.

Der Kragen hatte mich so zerstreut und belustigt, daß ich es für besser hielt, draußen auf meiner Bank den Gottesdienst abzuhalten. Durch ein geöffnetes Fenster vernahm ich deutlich den Gesang der Gemeinde und Bruchstücke der fast ganz im Schweizerdialect gehaltenen Predigt. Das Schlußgebet klang verständlicher und Rührung ergriff mich, als der Geistliche Gott anrief, allen Unglücklichen und Leidenden Trost zu senden, vornehmlich aber Denjenigen, die ihre Thränen heimlich weinen und ihren Kummer Niemand zu vertrauen wa-

gen. — Ich blickte auf, in die herrliche, großartige Landschaft und fragte mich unwillkührlich: soll denn die Herzen, welche hier schlagen dieselbe Leidenschaft, dieselbe Angst und Unruhe bewegen, wie draußen in der Welt? Stimmt die feierliche Ruhe jener himmelanstrebenden Berge, die poetische Fülle dieses Thales nicht die Seele zu der stillen, reinen Harmonie, die nichts wünscht, nichts vermißt, und nichts entbehrt?

Noch hing ich diesen Gedanken nach, als die Glocken schon lange zu Ende geläutet, die Gemeinde sich zerstreut, der Pfarrer sich wieder durch seine Hinterthüre zurückgezogen hatte. Nur die Schuljugend war geblieben, und den zweiten Gottesdienst erwartend, der wegen der entfernter Wohnenden schon eine halbe Stunde nach dem ersten beginnt, saßen und lagen sie auf dem Rasen mit ihren Gesangbüchern umher in nichts weniger als andächtiger Stimmung. Bald schien es mir, daß man meine Usurpation der Bank mit mißgünstigen Blicken betrachte; ich stand darum auf und zog mich langsam hinter die Kirche zurück. Eine Tafel von grauem Marmor, welche in die Hinterwand der Kirche, grade dem Schlosse gegenüber eingelassen ist, fiel mir auf. Mit goldnen Buchstaben stand darauf: „Zum Andenken an Mathilde, Gräfin von Rothenfels, geborne von May, gestorben 22 Jahre alt. — Sie hat ihr Kreuz getragen!“ Die Tafel umgab ein Kranz von vergilbten Astern und Geor-

ginen; man sah, daß er an dieser Stelle den Winter überdauert hatte.

So jung gestorben und darunter die trauervolle Inschrift, es ward mir ganz wehmüthig um das Herz. Doch warum lag sie hier begraben, die durch ihre Heirath zur Familie jener reichbegüterten Grafen Rothenfels gehören mußte, deren Besitzungen drüben am Thunersee lagen? Als ich noch sinnend auf die Tafel blickte, hörte ich hinter mir ein Geräusch, und umschauend sah ich drei Gestalten langsam aus dem Schloßthore heraus treten; sie schlugen den Weg nach der Kirche ein. Ein alter Mann und eine alte Frau, beide in der Landestracht, führten mühsam in ihrer Mitte eine ältliche, schlanke Dame, denn obgleich sie die bäuerliche Tracht trug, verriethen doch Schnitt und Stoff derselben, so wie die ganze Haltung der Dame, sie sei die Herrin, die beiden Andern nur ihre Diener. Ich war in hohem Grade überrascht und erstaunt, denn meines Wissens lebte niemand von der Familie des adlichen, alten Vogtes mehr auf dem Schlosse. Discret zog ich mich hinter die Hollunderbüsche zurück, welche einige Gräber in der Ecke des Kirchhofs beschatten und betrachtete von da aus die seltsame Gruppe. Nachdem sie die kleine Anhöhe erklommen, blieben sie einen Augenblick stehen und ich konnte nun deutlich das Gesicht der Dame sehen. Sie war augenscheinlich jünger als ihre beiden Begleiter; der

Wuchs schlank und hoch, die Kleidung aus den schwersten, schwarzen Seidenstoffen gefertigt, und auf dem Kopfe trug sie die Simmenthaler Haube von kostbaren, schwarzen Spitzen, deren Muster sich auf der blendend weißen Stirne abzeichnete. Grade unter dem schwarzen Schleier blickten ein paar wunderbare Augen hervor und richteten sich unverwandt auf die schon oben erwähnte Marmortafel. Diese Augen vom dunkelsten Blau, in feuchtem Glanze schwimmend, waren von schwarzen Wimpern umsäumt, die lang hinaufgebogen, ihnen einen Zauber verliehen, wie man ihn sonst nur bei Kinderaugen findet. Im schärfsten Contrast mit diesem im Moment so wehmüthig und sehnsüchtig blickenden Auge stand der Rest des Gesichtes. Nicht der milde Glanz des Alters und der Befriedigung ruhte auf diesen Zügen. Schmerzhaft zuckte der Mund, von tiefen, scharfgeschnittnen Linien umfurcht, das Kinn trat auffallend hervor, unter den schönen Augen lagen gleichfalls tiefe Furchen und als sie plötzlich den Kopf hastig zur Seite wandte mit einer gebietenden Handbewegung, wogten unter der losen Haube schwarze, stark mit grau vermischte Locken hervor.

Dies Alles sah ich mit einem Blick und erinnerte mich später lebhaft an jede Einzelheit. Jenes hastige, hochmüthige Umschauen bedeutete soviel, daß der Mann, welcher sie immer noch stützte, sich entfernen solle, was

er auch sogleich mit einem tiefen Bückling that und dann, während er dicht an mir vorüberschritt etwas in die Zähne murmelte, als sei er froh entlassen zu sein.

Von der Dienerin noch vorsichtiger geleitet, bewegte sich nun die Dame nach einer, wenige Schritte entfernt stehenden Bank und ich sah jetzt deutlich, daß sie furchtbar hinkte und nur mit Mühe sich fortbewegen konnte. Als sie saß, bedeutete sie die alte Frau den Korb zu öffnen, welchen jene am Arme trug und nun einen Kranz herausnahm, aus den lieblichsten Frühlingsblumen sinnig und geschmackvoll gewunden. Dann rückte die Dienerin die Bank so, daß ihre Gebieterin ihr zusehen konnte, ging nach der Tafel, nahm den welken Kranz ab und wollte ihn eben zu Boden legen, als die Andre ihr winkte denselben zu bringen. Sie gehorchte und die Dame drückte den Kranz mit leidenschaftlicher Geberde an sich, küßte ihn, brach dann plötzlich in lautes Schluchzen aus und ein heller Thränenstrom badete die dürren Blätter. Die Alte bemühte sich liebreich, sie zu beruhigen, nahm ihr endlich den Kranz ab und legte ihn sorgfältig in den leeren Korb. Dann befestigte sie das frische Geflecht an der Marmortafel, ordnete die Blumen so sorgfältig als schmücke sie ein festliches Geschenk und setzte sich zuletzt neben ihre Gebieterin, die starr vor sich hin blickte. Nach einer Weile sagte sie: „Es hat Euch

zu sehr angegriffen, Jungfer Constanze. Ihr hättet es nicht thun sollen.“

Die Andre schüttelte den Kopf: „Ich werde es jedes Frühjahr und jeden Herbst thun, Aenni, bis ich selbst neben ihr liege — wollte Gott, daß ich das nächste mal diese Treppe in meinem Sarg hinab getragen würde. Mathilde, o Mathilde!“

Ich war tief ergriffen, von dem, was ich sah und hörte, hielt mich jedoch nicht für berechtigt noch länger zu lauschen. Leise verließ ich mein Versteck, schlenderte bald rechts, bald links durch die duftigen Matten, aber so sehr waren meine Gedanken mit dem Gesehenen beschäftigt, daß ich nach einer Stunde wieder am Fuß der Kirche stand und fast unwillkührlich den Weg über die kleine Anhöhe wählte, um nach dem Wirthshaus zurückzukehren. Vorsichtig spähte ich um die Ecke, ob die Bank noch besetzt sei, aber alles war todtenstill, nur der frische Kranz um die Marmortafel bezeugte mir, daß ich nicht etwa hier eingeschlafen war und geträumt hatte. Ich trat näher, betrachtete noch einmal mit Interesse die Inschrift, die duftigen Maiblumen, Narcissen und Syringen und wollte weiter gehen, da lag dicht vor mir, gerade an der Bank etwas Glänzendes. Rasch hob ich es auf; es war ein großes, altmodisches Medaillon in einen goldnen Reif gefaßt, wie man sie früher häufig sah. Das Glas an der Vorderseite bedeckte eines der

reizendsten Frauenbildnisse, welche ich jemals gesehen. Schwarzes lockiges Haar hob sich leicht gekräuselt um eine schneeweiße Stirne und umrahmte ein Gesichtchen, aus dessen Augen und von dessen schwellenden, halboffnen Lippen in gleichem Maße, Geist, Schwärmerei und eine fast sinnliche Sehnsucht sprachen. Es war eines jener Gesichter, an denen man sich nicht satt sehen kann, wenn ihnen auch der Zauber regelmäßiger Schönheit fehlt. Der Mund war etwas zu voll, die Nase leicht aufgeworfen, aber die Augen so groß, so tiefblau, so kindlich unschuldig und doch so brennend, machten Alles wieder gut. Aehnliche Augen hatte ich erst vor einer Stunde lebendig geschaut, aber im Uebrigen erinnerte das Bild wenig an jene Constanze, wie sie die Dienerin genannt. Der Ausdruck des gemalten Gesichts glich der blühenden Frühlingspracht um mich her; jenes hatte mich augenblicklich in seiner schmerzlichen Zerrissenheit an das wilde Bett der Simmen und deren tobendes Brausen gemahnt.

Noch einmal untersuchte ich das Medaillon; der Ring am oberen Ende war durchgerieben und auf diese Weise hatte die Besitzerin das Bild verloren. Ich stand zweifelnd was beginnen: offenbar gehörte es einer der Frauen, die hier gesessen — sollte ich es gleich zurückgeben? Aber das Schloßthor war zu, und offen gestanden plagte mich die lebhafteste Neugierde etwas Näheres über die

Schloßbewohnerinnen zu erfahren. Ich steckte also vorläufig das Bild zu mir und nahm mir vor, die Wirthsleute ein wenig auszufragen.

Diese warteten schon längst mit dem Essen auf mich und da ich, wohl der frühen Jahreszeit wegen, der einzige Gast war, lud ich die Wirthin ein, sich zu mir zu setzen, was sie bereitwillig that. Auch der Mann mit seiner Pfeife saß nahe bei uns in der Laube, die vom Winter her noch „eingemacht“ war, wie man in der Schweiz sagt, das heißt mit Fenstern versehen. Bald brachte ich das Gespräch auf den Gegenstand, der mich so lebhaft interessirte und fand es wieder wie schon oft bestätigt, daß die wenigsten Menschen einen Gesprächsgegenstand aus sich herausfinden, daß aber ihre Rede wie ein Strom dahinfließt, sobald man sie nur in das rechte Fahrwasser gebracht. Am Abend vorher hatte ich mir alle Mühe gegeben, mich mit den Leuten angenehm zu unterhalten, schon um die Verstimmung wegen des aufsteigenden Gewitters niederzuhalten, aber es kam nichts Rechtes zu Stande. Heute ging es um so besser, nachdem ich der Frau gesagt, welche Begegnung ich eben in der Kirche gehabt. Selbst der Mann legte zuletzt seine Zeitung weg, rückte näher und ergänzte die Erzählungen seiner Frau, welche noch nicht so lange als er in der Gegend war.

„Ja“, sagte die Frau mir schon zum drittenmal,

„ja, das ist die Jungfer von May, die Sie da oben gesehen; sie verläßt nur zweimal im Jahr ihr Thurmzimmer, im Frühling und im Herbst um die Grabstätte ihrer jüngsten Schwester mit Blumen zu schmücken.“

„Aber Sie sagten mir doch gestern“, unterbrach ich sie, „daß das Schloß nur noch zu Gemeindezwecken benutzt werde“.

„Das ist auch so,“ erwiederte sie, „man hört und sieht so wenig von der Jungfer Constanze, daß wir oft ganz vergessen, daß sie noch da ist. Nach des alten Vogtes Tod überließ man ihr auf ihren Wunsch ihre früheren Zimmer in dem linken Eckthurm und richtete ihr dazu eine kleine Küche ein. Da lebt sie wie eine Nonne und die Schulkinder fürchten sich vor ihr wie vor einem Gespenst, wenn sie die Jungfer Abends in ihrem weißen Negligée auf der Altane sitzen sehen.“

„Steht denn die Dame ganz allein in der Welt?“

„Behüte nein; sie hat vier verheirathete Schwestern, die alle mit Kindern gesegnet sind. Von Zeit zu Zeit kommt Eines oder das Andere; aber vielleicht nur der Erbschaft wegen, denn es hält Keines lange bei ihr aus. Sie spricht fast nie und dann meist nur von der todten Schwester Mathilde.“

„Aber diese Mathilde war doch verheirathet, hat sie nicht mindestens ein Kind zurückgelassen, welches den langen Gram um die Todte lindern könnte?“

„Ach nein! sie starb natürlich kinderlos," antwortete die Frau fast erschrocken und fügte dann nach einer Minute hinzu, „es ist eine gar seltsame Geschichte: sonderbar genug was man selbst dabei erlebte, noch sonderbarer, was man sich darüber erzählt."

„Aber so erzählen Sie doch."

Die Frau sah ihren Mann fragend an, dieser fuhr sich mit der Hand über die Stirne, dann sagte er: „Warum sollte man es verschweigen, wenn es den Herrn interessirt! Obgleich zu ihrer Zeit die Geschichte der beiden Jungfern May hier herum in aller Leute Mund war, ist sie nun doch fast verschollen. Mathilde ist todt, Constanze vergessen; daß Sie ihr heute begegneten, ist ein halbes Wunder und so mögen Sie denn auch hören, was wir von ihr wissen."

„Haben Sie das Fräulein gekannt?" fragte ich den Wirth.

„Ja wohl" antwortete er, „ich habe sie oft auf der Altane gesehen, wenn ich als Knabe Erdbeeren hinauf in's Schloß trug. Sonst saß sie dort fast den ganzen Tag, da sie ja nur wunderselten die lange Treppe herunter kommen konnte."

Ich zog das Medaillon hervor, legte es vor mich und sagte: „Ist das Constanzens Bild?"

Die beiden Leute stießen einen Schrei der Verwunderung aus: „Per sè," sagte der Mann, „das ist sie

ganz genau," und die Frau fügte fast athemlos hinzu: „Wie kommen Sie zu dem Bilde, das die alte Aenni Tag und Nacht um den Hals trägt und nie aus den Händen gibt?"

„Ich habe es dort an der Bank, wo Beide saßen, gefunden."

„Ach!" rief die Frau, „da geben Sie es schnell zurück, die Aenni wird außer sich sein."

„Gewiß soll sie es zurück haben, aber erst will ich wissen, wer die alte Aenni ist."

Der Wirth hatte unterdessen das Bild unausgesetzt betrachtet, dann sagte er: „Ja, sie war bildschön diese Constanze, ich sehe sie jetzt wieder ganz vor mir und die arme Mathilde auch, denn Sie müssen wissen, daß dies Bild zwei Personen zugleich vorstellt. Die beiden Schwestern, die Aelteste und die Jüngste sahen einander zum Verwechseln ähnlich — und darum ließ man die Constanze für den Grafen malen, während die Mathilde fort war, und so kam all' das Herzeleid und Unglück."

„Soll das wirklich die Dame sein, die ich heute morgen gesehen," sagte ich, „dann hat sie sich schlimm verändert."

„So ist es," sagte der Wirth eifrig, „aber damals war sie noch gut und unschuldig, nicht so böse als sie später geworden."

„Hat sie durch Krankheit den schlimmen Fuß bekommen?

„Ach nein, sie war immer frisch und gesund. Das Unglück mit dem Fuß verdankt sie der alten Aenni und darum ist ihr diese auch so treu ergeben, weil sie meint, daß sie es doch nie wieder gut machen könne, was sie einst an dem Kinde verbrochen. Hören Sie nur. Die Aelteste von des Landvogts sechs Töchtern war Constanze, ein wunderschönes, prächtiges Kind. Die Aenni war zu ihrer Wärterin bestellt und damals nannte man sie Anneli und sie war das hübscheste Anneli weit und breit, nicht blos im Simmenthal sondern auch rund um den See herum. Es kam jeden Tag ein andrer Freier, aber den Herzallerliebsten hatte sie schon ausgewählt, das war der alte Jakob, den Sie auch heute morgen gesehen und dem es freilich jetzt niemand mehr anmerkt, was er für ein schmucker Bursche gewesen. Er war des Landvogts rechte Hand, that ihm Schreiberdienste, half, wo es im Schlosse etwas zu helfen gab und sollte und wollte das schöne Anneli heirathen, sobald ihm der Vogt einen Dienst verschafft haben würde, denn Beide hatten nicht gar viel. Die Constanze war damals kaum drei Jahre alt, aber groß für ihr Alter und so wild wie ein Eichkätzchen. Es war nicht leicht sie in dem Schlosse zu hüten, wo es kaum eine Flur, nur steile Treppen gibt; aber hätte das Anneli weniger an den Jakob gedacht, so wäre das Unglück doch nicht geschehen. Eines Abends

trug sie Constanze die große Treppe hinauf, die, wie Sie ja gesehen haben, sich zur Hälfte um den Fels herum windet. Beim Hinaufsteigen, sie war schon ziemlich hoch, glaubte das Anneli den Jakob in einer Felsspalte zu sehen, in die er sich manchmal versteckte, um sie zu necken. Sie drehte sich rasch um, das lebhafte Kind reckte sich in ihren Armen gleichfalls empor, dadurch verlor sie das Gleichgewicht und vergessend, daß sie das Kind hielt, ließ sie die eine Hand los und griff nach dem Geländer sich zu halten. Dadurch bekam das Kind einen Stoß und flog seitwärts, hart auf den Stein aufschlagend. Anneli's Geschrei rief bald alle Schloßbewohner zusammen; man hielt die Kleine, welche regungslos dalag, für todt. Sie wurde heraufgeschafft und kam bald zur Besinnung zurück, aber der rechte Schenkel war an einer schlimmen Stelle entzwei. Alle Aerzte der Umgegend wurden herbeigeholt und das Bein ward nach langer Mühe und Noth geheilt, aber es war viel zu kurz geworden und nur an Krücken vermochte die Arme sich mühsam fortzubewegen. — Anneli war in Verzweiflung und ward erst wieder vernünftig, als man ihr vorstellte, wie sie ja durch treue Pflege des Kindes ihren Fehler wieder gut machen könne. Diese Treue hat sie redlich gehalten; seit jenem Tage hat keine fremde Hand die Jungfer berührt, sie gewartet, gepflegt und geleitet. Alle ferneren Heirathsanträge des Jakob schlug sie standhaft

aus, ihn von einer Zeit auf die andre vertröstend. Er aber blieb ihr eben so treu, als sie der Constanze und so sind beide alt und grau in dem Schlosse geworden. Die drei Menschen sind wie in einander verwachsen, Keines kann mehr ohne das Andre sein. Nach der Absetzung des alten Herrn von May bat er flehentlich, man möge ihn in dem Schlosse lassen und so ist er dort nun ein wenig von Allem. Er schließt das Thor auf und zu, kehrt die Schulstuben, hält die Terrasse in Ordnung und ist stets bereit, für die Aenni und die Jungfer durch's Feuer zu gehen, obgleich er aussieht wie ein Brummbär und immer vor sich hin murrt, daß man Wunder glaubt, wie schlimm er sein müsse."

Ich hatte mit dem höchsten Interesse zugehört und mußte unwillkührlich denken: O Liebe und Treue, wie tief ergreift und rührt ihr uns im Gewande der Jugend und Schönheit, wie geschäftig ist unsre Phantasie uns bei jedem bleichen, jugendlichen Gesichte eine Geschichte der Trauer und der Entsagung auszumalen und wie wenig denken wir daran, bei den Runzeln und dem Grau des Alters. Wie hatte mich am Morgen die tragische Gestalt des Fräuleins ergriffen und die beiden Alten waren mir nicht mehr als bezahlte Statisten, während ich nun plötzlich Helden in ihnen erblickte. Endlich sagte ich: „Und hat das Fräulein eine solche Entsagung angenommen?"

Der Wirth zuckte die Achseln und versetzte: „Auch an die größten Opfer, die ihm gebracht werden, gewöhnt sich der Mensch und meint zuletzt es müsse so sein. Die Aenni war schon nicht mehr ganz jung, als die Jungfer erwachsen war und die Größe ihrer Entsagung begreifen konnte; überdies läuft in ihrer eignen Geschichte alles so kraus durcheinander, daß wir einfachen Leute mit unserm gewöhnlichen Verstand und unsrer täglichen Arbeit das nicht so rund kriegen, per se! Es ist fast halt eine Geschichte, wie sie in den Büchern steht, mit denen wir uns an den langen Winterabenden die Zeit vertreiben."

„Noch schlimmer, noch schlimmer," sagte die Frau eifrig und ich mußte ihr lächelnd erwiedern: „Liebe Frau, das Leben ist überhaupt viel romanhafter als ein Roman und wollte man Alles so trocken niederschreiben, wie es sich ereignet, dann würden die Leute jeden Augenblick ausrufen: es ist nicht wahr!"

„Ja nun, wie machen's denn da die Bücherschreiber?" antwortete sie und sah mich gespannt an, „ich habe schon oft gedacht, die lügen da wieder schönes Zeug zusammen, wenn es mir auch manchmal vorkommt, als habe ich dies und jenes selber erlebt."

„Ja," sagte ich, „die Geschichten dürfen sie schon lügen, aber die Gefühle müssen wahr sein, sonst glaubt ihnen keiner. Die schlechten Büchermacher, die schreiben nur so oberflächlich die Welt um sich herum ab, und

sind und bleiben langweilig, wenn sie auch die schrecklichsten Dinge erzählen; die es aber besser machen wollen, die besinnen sich, warum dies Alles so kam und machen uns klar, wie es gar nicht anders kommen konnte bei den Menschen und Begebenheiten, welche sie uns vorführen. Wenn wir lesen, wollen wir dem Leben ein wenig hinter die Coulissen sehen; was vor denselben spielt, braucht uns keiner zu erklären, das zeigen uns schon die eignen Augen."

Der Wirth nickte. „Das kann ich begreifen," sagte er, „und ich will Ihnen von der Geschichte der Jungfer Constanze erzählen, so viel, als wir davon vor den Coulissen spielen sahen. Ueber das Ganze mag sich Jeder seinen Vers selber machen."

„Ach ja, erzählen Sie." Und er erzählte eine Geschichte ernst und trauervoll, wenn auch kein Raub und kein Todtschlag, kein furchtbares Geheimniß und nicht einmal der jetzt so beliebte Wahnsinn darin vorkommen. Das Schicksal, welches diese Menschen betraf, lag in der Brust jedes Einzelnen begründet und ergriff mich darum tief. Als die Leute geendet hatten, — der Mann gab den leitenden Faden, die Frau die Details, — war es schon spät am Nachmittag. Mein Blick fiel wieder auf das Medaillon, welches die ganze Zeit her vor mir lag und rasch sprang ich auf: „Ich muß auf's Schloß, ich muß der

treuen alten Aenni ihr Bild bringen, das sie gewiß schmerzlich vermißt."

„Wir können's ja hinschicken."

„Nein, nein," rief ich, „ich muß es der Alten selbst geben, muß ihren Dank hören und ihr in die guten, treuen Augen sehen. Meinen besten Dank für Ihre Erzählung; wenn ich auch Morgen nicht auf den Riesen komme, so werde ich doch noch lange an Wimmis gedenken. Zum Abendessen bin ich wieder da."

Damit ging ich und befand mich bald an der Schloßtreppe; das Thor stand jetzt weit auf. Ungehört und ungesehen ging ich hinauf, bis ich auf der schon erwähnten Terrasse oder Altane stand. Sie ruhte auf einem vorspringenden Felsplateau und war freundlich von Bäumen beschattet, die auf ihr wuchsen. Eine Steinbrüstung umschloß sie nach drei Seiten, die Hinterwand bildete der Thurm, in dessen Innerem sich die unterbrochne Treppe fortsetzte. Es war ganz still da oben und erst nach einer Weile entdeckte ich den alten Jakob in die Ecke einer Bank gedrückt, die am oberen Ende stand. Sein Kopf lag auf der Brust, er schien fest zu schlafen. Ich ließ ihn ruhen und warf einen Blick auf die Landschaft, die in dieser Höhe sich noch weit herrlicher ausnahm, als drunten von der Kirche. So viel ich gestiegen, so hoch waren die Schneeberge angewachsen und ragten glänzend hinter den dunkeln Tannen der

Vorberge. Noch lebhafter als am Morgen ergriff mich der Gedanke, ob Angesichts dieser großartigen Natur das Herz nicht stille, und frei von irdischer Leidenschaft werden müsse. Aber ich hatte ja schon die Antwort darauf, hatte gehört, wie wenig diese strahlenden Höhen und Gletscher, diese lieblichen Matten, das herrliche, wechselnde Farbenspiel des Thals und der Berge, vermocht hatten die Gluth eines leidenschaftlichen Herzens zu dämpfen und in seine Grenzen zurückzuführen.

Es regte sich in der Ecke; der alte Jakob, der mir jetzt das größte Interesse einflößte, erwachte; nach einer kleinen Weile begrüßte ich ihn mit einigen freundlichen Worten. Er sah mich von unten herauf verdrossen und griesgrämlich an; dann stand er auf, schüttelte seine heraufgezognen, aus dem klassischen braunen Oberländertuch gefertigten Beinkleider herunter und sagte mürrisch:

„Was wünscht der Herr?“

„Ich möchte die alte Aenni sprechen, könnt Ihr sie nicht herbeirufen?“

Er fuhr herum und sah mich mißtrauisch an: „Was wollen Sie mit der Aenni? Was wollen Sie überhaupt hier? Schon den ganzen Morgen krebseln Sie da unten herum; ich habe Sie wohl bemerkt, per sè, hinter dem Gebüsch, als wir den Kranz aufhingen.“

„Nun,“ sagte ich, „ich bin ein Fremder und werde

doch wohl in Eurer Gegend spazieren gehen dürfen; warum käme man denn sonst überhaupt zu Euch?"

Ich wußte aus Erfahrung, daß der Schweizer häufig Grobheit besser zu schätzen weiß, als Höflichkeit und er antwortete darauf auch in der That nichts, als nur: „Schon Recht — aber was hat denn das mit der Aenni zu thun?"

„Ich habe etwas gefunden, was der Aenni gehören soll, wie die Wirthsleute meinen," sagte ich kurz, und lehnte mich über die Brüstung. Mit einem Satze war der Alte neben mir: „Was hat sie verloren?" rief er neugierig, „sie wollte mir's nicht sagen, aber sie sucht schon den ganzen Nachmittag etwas wie verrückt. Was ist es?"

„Ein Bild in einem Medaillon."

Der Alte schlug die Hände zusammen. „Das Bild der Jungfer, ja, nun wundert's mich nicht, daß sie so außer sich war, per sè!"

„Nun so ruft sie schnell herbei."

„Geht nicht, sie ist ja fortgelaufen nach Blumensteig, wo sie den Morgen in aller Frühe schon einmal war, um die Blumen für den Kranz zu holen. Ich war fuchswild, daß sie mich nicht gehen ließ und mir sagen wollte, wozu."

„Warum that sie es nicht?"

„Ach, weil sie immer meint, ich sei zu alt und müsse

mich schonen und was weiß ich — sie denkt halt, sie müsse Alles in der Welt allein thun.“

Ich mußte lächeln; es gibt ja viele solcher Leute, die bei aller Gutmüthigkeit doch meinen, sie müßten Alles allein thun und einen Andern gar nicht neben sich aufkommen lassen, wenn er es auch noch so gut meint. Der alte Jakob schien sich zeitlebens in demselben Falle befunden zu haben. Ich schlug ihm auf die Schulter und sagte: „Nun Alter nehmt Euch das nicht zu Herzen, und sagt der Aenni sobald sie kommt, daß sich das Bild in guten Händen befindet.“

„Wollen Sie es mir nicht hier lassen?“

„Nein, ich will es ihr selber geben und sie drunten an der Kirche erwarten. Kommt sie bald?“

„O, ganz gewiß, aber dann muß sie erst mit der Jungfer z' Abetrinke.“

„Nun gut, nach Sieben werde ich sie erwarten, aber zeigt mir jetzt auch das Schloß.“

Er nahm seine Schlüssel und wir schritten über winklige Treppen durch mittelalterliche mit Stein geplättete Zimmer, mit tiefen Erkerfenstern und ungeheuren grünglasirten Kachelöfen. Die Aussicht aus den Fenstern war unstreitig das Schönste an dem ganzen Schloß, das wie alle Seinesgleichen, von außen schöner und romantischer aussah als von innen, wo es nach unsern heutigen Begriffen doch unbehaglich und unwohn-

lich scheint. An einem kurzen Treppchen, das dicht hinter der Altane zu einem niedern Thürchen führte, schlich mein Führer auf den Zehen vorüber; ich sagte leise: „Wohnt hier die Jungfer?" worauf er mit dem Kopfe nickte.

Unsre Rundschau war bald beendet; ich drückte dem Alten einen Franc in die Hand und ward mit einem freundlicheren „Grüß' Euch!" entlassen, als empfangen.

Schon um 7 Uhr war ich auf meinem Posten und sah die Mondsichel langsam hinter den blühenden Obstbäumen, welche die untergehende Sonne rosig färbte, emportauchen. Bald hernach schwamm der Riesen in feuriger Gluth, dann floh der Strahl hinauf zu dem Faulhorn und zuletzt flammte sein Scheideblick über dem Haupte des Mönchs und vergoldete die blendende Schulter der Jungfrau. Nach zwei Minuten war alles vorbei und alltägliches Licht bedeckte wieder die ihres flüchtigen Glanzes entkleidete Welt. Im selben Augenblick hörte ich ein Geräusch neben mir, sah auf und erblickte die alte Aenni. Sie sagte nichts, sondern streckte nur die Hand aus und sah mich dabei mit einem so ängstlich flehenden Blick an, daß ich rasch in die Tasche fuhr, das Bild herausnahm und es ihr hinreichte. Sie nahm es, ließ sich auf die Bank fallen, und drückte es an Brust und Lippen während eine Thräne nach der andern darauf fiel.

„Das Bild ist Euch wohl sehr theuer?“ fragte ich nach einer Pause.

„O, Herr,“ rief sie, „es hätte mir das Herz abgedrückt, wenn ich es nicht wiedergefunden. Wie kann ich Ihnen genug dafür danken?“

„Machen Sie mich mit der Geschichte des Bildes bekannt.“

„Sie sah mich einen Augenblick wie fragend an, dann antwortete sie:

„Ach Gott, die wissen ja so viele Leute.“

„Aber gewiß niemand so gut als Sie, die treue Pflegerin der Unglücklichen, die da so jung und unschuldig in die Welt hinaus sieht und jetzt,“ setzte ich leiser hinzu, „so böse dreinschaut.“

„Ach seien Sie nicht ungerecht,“ rief die Alte, „wie viel hat sie aber auch gelitten und entbehrt und ich bin an allem Unglück Schuld. Wäre sie gesund gewesen, wie die Andern, so würde sie jetzt auch eine glückliche Frau und Mutter sein, statt daß man sie schilt und sie selbst sich verzehrt in Gewissensqual.“

„Aber so sagt mir doch, Aenni, Ihr treue Seele, Ihr habt ja auch Euer Lebensglück geopfert und seid gut geblieben.“

„Ja, Herr, ich that es freiwillig, aber sie hat das Schicksal verfolgt und seht — es ist auch nicht Eine wie

die Andre. Ihr ist es saurer angekommen als mir, der Liebe und dem Glück zu entsagen."

Gute Aenni — ich sah die Alte an, und dann das Bild, welches ich wieder in der Hand hielt. Ja, das war freilich jetzt noch ein Unterschied. Der ganze Ausdruck von Jenem, Sehnsucht, Hingebung, zerfließendes Schmachten; aber hier das braune Auge blickte immer noch klar und frisch in die Welt und um den zahnlosen Mund lag keine müde Entsagungsfalte, sondern er lächelte milde und gutmüthig.

„Erzählt mir, Aenni," sagte ich, „erzählt! Es ist der Finderlohn, den ich fordre."

Sie sah einen Augenblick schweigend nieder, dann sagte sie:

„Warum sollte ich nicht, der Herr weiß doch schon etwas von der Geschichte, dies habe ich gleich gemerkt. Mit den Leuten hier herum mag ich mich auf Schwätzereien nicht einlassen, einem Fremden kann ich's viel leichter einmal sagen, wie das Alles so gekommen. Die Jungfer liegt zu Bette und braucht mich jetzt nicht; der Gang herunter hat sie müde gemacht und angegriffen. Ich will einmal in Gottes Namen mein altes Herz ausschütten, ehe ich selbst hier liege."

Und Aenni erzählte und ich lauschte mit höchster Spannung, denn das Interessanteste in der Welt ist und bleibt ja doch die Geschichte eines menschlichen Her-

zens, sein Leid und seine Freude. Der Mond stand schon über den Tannen des schroffen Kegels, der wie ein naseweiser Junge sich dicht vor den Riesen hinstellt, im Hinterzimmer des Pfarrers ward es hell und wieder dunkel, ein Gesangverein, der den Abend im Wirthshaus zugebracht, zog lärmend ab und noch lange hörte man aus der Ferne den Gesang — da sprach die Aenni noch. Schon über eine Stunde lehnte sich der alte Jakob geduldig an das Thor, ihrer harrend, da mahnte ich endlich zum Aufbruch.

„Und mit dem Bilde ist es so gekommen,“ schloß sie ihre Erzählung. „Aus dem Nachlaß des verstorbenen Vogtes hat man es der Constanze mit noch andern Dingen zugeschickt, ob aus Bosheit oder Unverstand, kann ich nicht sagen. Als sie es erblickte, war sie außer sich und wollte es vernichten, aber ich bat so flehentlich darum, daß sie endlich sagte: „Meinetwegen, Aenni, Du magst es haben: trage es zum Angedenken an die schönen und unglücklichen Schwestern, trage es, mir zur Erinnerung an meine Schuld, aber auch daran, wie schonungslos man mit mir umgegangen. Seitdem kommt es nicht mehr von meinem Halse.“

Ich drückte der treuen Alten, die ich wahrhaft liebgewonnen die Hände und sagte: „Aenni, ich danke Euch und wir sehen uns Heute nicht zum Letztenmal!“ Dann schieden wir.

Daß in der Schweiz selbst der schönste Mondscheinhimmel trügen kann, bewies mir der folgende Morgen. Ein sanfter Mairegen plätscherte hernieder und mit dem Riesen war es für diesesmal entschieden nichts. In Anbetracht der verlornen Zeit würde ich mich schwer geärgert haben, hätten mich nicht der Sonntag und Constanzens Geschichte entschädigt. Ich reiste heimwärts und schrieb nach meinem Sinn die ernste Geschichte auf. —

Sechs Jahre später versuchte ich eine zweite Riesenbesteigung, die jetzt weniger unsicher geworden durch die Gründung eines Gasthofs. Aber als ich von Brodhäusi, wo die Post mich abgesetzt, herüberwanderte nach dem freundlichen Wimmis, mußte ich erst im Vorbeigehen hinauf an die Kirche springen. Dort fand ich neben der einen Marmortafel noch eine zweite eingefügt. Die Inschrift belehrte mich, daß sie der „Jungfer Constanze" gelte, welche zwei Jahre nach meiner damaligen Anwesenheit gestorben war. Die beiden Tafeln umschlang jetzt friedlich ein Rosenkranz, der vor nicht langer Zeit gewunden war. —

Im Wirthshause, das sich bis zu einer Pension erweitert hatte, wurde ich von den alten Wirthen freundlich empfangen. Sie erkannten mich gleich wieder und kaum hatte ich mich ein wenig erfrischt, als ich nach Jakob und Aenni fragte. Die Frau sagte lächelnd: „Da haben Sie es einmal wieder, alte Liebe rostet nicht.

Nach dem Tode der Jungfer war die Aenni erst untröstlich, aber endlich führte ihr der Jakob zu Gemüth, daß er nicht umsonst so lange gewartet haben wolle und sie nun mit ihm in sein väterliches Häuschen ziehen müsse. Erst wollte sie durchaus nicht, aber es konnte ja Eines gar nicht mehr ohne das Andre sein. Der Pfarrer redete auch zu und so gab sich die Aenni, und nun sind sie ein recht zufriedenes Paar. Die Aenni hat eine Bruderstochter zu sich genommen, die brav ist und ihnen das Leben leicht macht. Es thut Einem ganz wohl, daß sie jetzt doch noch zuletzt ein bischen Glück und Liebe findet."

„An Liebe hat's der Aenni wohl nie gefehlt," sagte ich, „denn die hat sie selbst im reichsten Maße."

Nachdem ich ein wenig geruht, ging ich zu den alten Leuten. Sie waren sichtlich erfreut mich zu sehen, und Aenni, deren Brust immer noch das Bild schmückte, sagte: „Jetzt Herr, ist die Geschichte aus, wie sie am Ende alle ausgehen, mit dem Tode. Aber die Jungfer ist ruhig und Gott ergeben gestorben, der Herr schenke ihr die ewige Seligkeit," setzte sie mit gefalteten Händen hinzu.

„Und Ihr schmückt jetzt beider Schwestern Grab?"

„Ja, jede Woche trage ich einen frischen Kranz hinauf und bete für das früh dahingegangene Leben und für das alte."

„Gott lohne Euch Eure Treue, gute Aenni," sagte

ich und drückte ihr warm die harte Hand, die zeitlebens nur für Andere gesorgt und gewaltet. —

Diesesmal kam ich glücklich auf den Riesen und auch glücklich wieder herunter, aber zu Hause nahm ich mein Manuscript wieder vor, sah es durch und sandte es zum Drucke.

Die Jungfer Constanze war todt, der Graf Rothenfels gleichfalls, die übrige Familie weit zerstreut. Wir begehen keine Indiscretion, wenn wir im poetischen Gewande das mittheilen, was uns selber tief ergriff. —

II.

Auf der Altane des Schlosses von Wimmis ruhte in einem bequemen Lehnsessel, welcher dicht an die Brüstung derselben gerückt war, Constanze von May. Der ganze Raum war von einer liebenden Hand auf's Sorgsamste ausgeschmückt; nach der Sonnenseite zu breitete sich ein weiß und blau gestreiftes Zeltdach aus, und schenkte im Verein mit den grünen Bäumen den lieblichsten Schatten; Blumentöpfe, in denen Heliotrop und Monatrosen blühten, und den ganzen Raum mit ihrem Duft erfüllten, standen auf der Brüstung, und auf dem kleinen Tischchen in Constanzens Nähe prangte ein großer Strauß in den lebhaften Farben der schönsten Sommerblumen. Neben ihm lagen Bücher und Notenhefte, deren Anwesenheit sich genugsam erklärte durch eine Guitarre, die kaum erst verklungen sein konnte, denn Constanzens linke Hand hielt sie noch im Herabsinken fest. Ihr kranker Fuß ruhte auf einem bequemen Schemel, neben dem zwei Krücken lehnten. Ohne diese traurigen

Zeugen ihrer Hülflosigkeit hätte gewiß niemand Constanze für leidend gehalten. Die runde Wange, der frische Mund blühten in rosigstem Jugendglanz; auch die volle Gestalt, der weiche, weiße Arm und die zierliche Hand, welche aus dem schwarzen Aermel des Kleides hervorsahen, verkündeten vollkommne Gesundheit. Unter dem Hauche der frischen Bergluft, der gleichmäßigen Ruhe, zu der ihr Leiden sie zwang, abgeschieden von allen den Genüssen, welche oft junge Blüthen vor der Zeit welken machen, war ihre Schönheit die eines achtzehnjährigen Mädchens geblieben und nur momentan bezeugte ein ernsterer Blick des schönen Kinderauges die höhere, von ihrem Alter unzertrennliche Reife, eine Reife die jedoch leider mehr dem Umgang mit Büchern, als dem mit Menschen und der wirklichen Welt entsprang. Constanzens Herz war mit allen seinen Bedürfnissen und Wünschen jung geblieben. Noch einen besondern Reiz verlieh ihrer ganzen Erscheinung die Simmenthaler Tracht, welche sie schon als Kind getragen und bis jetzt nicht abgelegt hatte. Es war zu jener Zeit gar nichts Ungewöhnliches, daß selbst der Adel des Landes noch an der üblichen Landestracht fest hielt, vornehmlich wenn man draußen auf seinen Gütern lebte. Der alte Vogt hatte seine sechs Töchter darin aufwachsen lassen, und wurde sie auch von den andern Schwestern bei deren Eintritt in die Welt mit der modischen, französischen

Kleidung vertauscht, so fand sich doch kein Anlaß dazu für Constanze, die ja das Schloß fast niemals verließ und von den Gästen, welche gelegentlich dort einkehrten immer nur Schönes über die Kleidsamkeit derselben hörte. Sie trug diese Kleidung darum gern und ließ sie mit einer gewissen Koketterie stets von den schwersten, schwarzen Seidenstoffen und den kostbarsten Spitzen anfertigen, wodurch das ohnehin so hübsche Costüm ihr doppelt reizend stand. So bildete sie mit ihrer Umgebung ein überraschendes Bild und es war kein Wunder, daß der junge Mann, welcher jetzt am Eingang zu der Altane erschien, mit einem leisen Ausruf der Bewunderung wie angewurzelt stehen blieb.

„Nur vorwärts, Herr Freudenberg, nur vorwärts," erscholl eine rauhe Stimme dicht hinter ihm und gleich darauf tauchte die Gestalt eines Mannes empor, welche den zuerst Eingetretenen wenigstens um Kopfeslänge überragte. So hart wie seine Stimme, war auch der Ausdruck des Gesichts, nur belebt von zwei kleinen, blitzenden Augen, die in ihrer geschlitzten Umhüllung fortwährend unruhig hin und her liefen, alles von der Seite mit schlauem Blicke musternd. Sein grober, nachlässiger Anzug paßte trefflich zu der ganzen knochigen, groben Erscheinung. Im Vollgefühl ein Edelmann zu sein, machte sich der reiche, stolze und gefürchtete Vogt nichts daraus wie ein Bauer auszusehen und sich wie ein solcher zu

benehmen, ja, er, der Despot, suchte gewissermaßen dadurch seine republikanische Gesinnung zu beweisen, mit demselben Mißverstand, mit dem Viele heutigen Tages glauben, ein ächter Democrat müsse feine Manieren, eine elegante Wohnung und Kleidung grundsätzlich verabscheuen.

„Nur vorwärts," sagte er noch einmal und schob den Zögernden bis dicht vor Constanze, wo dieser sich etwas linkisch verbeugte. Herr Freudenberg war noch nicht lange von Italien heimgekehrt, wo er sich seiner Studien wegen aufgehalten und präsentirte sich vollständig im Künstlercostüm, im kurzen, schwarzen Sammetrock und mit langen, fliegenden Haaren, die jedoch weniger als goldnes Gelock sein Haupt umwallten, sondern mehr dem Flachs am Rocken einer Spinnerin glichen. Aber das Gesicht, welches sich über dem zurückgeschlagnen, weißen Kragen erhob, war fein, intelligent und angenehm. Er hatte sich rasch in Bern, seiner Vaterstadt, den Ruf eines tüchtigen Künstlers erworben und besonders beliebt waren seine Portraits in der damals so beliebten Manier der Miniaturmalerei. Wenn es nicht so gewesen, hätte ihn auch der Herr von May gewiß nicht auserwählt die schöne Constanze zu malen.

Diese hatte sich in ihrem Sessel etwas aufgerichtet, den Gruß des Malers mit steifer Haltung erwiedert und sah nun fragend zu ihrem Vater auf.

„Liebes Kind," sagte dieser, „ich stelle Dir hiermit Herrn Maler Freudenberg vor; er ist besonders von Bern herüber gekommen, Dein Bild zu malen. Verabrede mit ihm, wann die erste Sitzung sein soll."

Bei diesen Worten überzog nach und nach eine tiefe Röthe Constanzens Antlitz: „Mich zu malen?" sagte sie endlich leise mit einer Stimme, die vereint mit dem Aufschlag des dunkelblauen Auges alle Nerven des jungen Mannes durchzittern machte. Eine so weiche, vibrirende Stimme, der sogar ein leichter Anflug von Heiserkeit, welcher ihr gewöhnlich war, nicht schadete, sondern einen noch wehmüthigeren Klang verlieh, hatte er noch nie gehört.

„Nun, warum thust Du so erstaunt?" erwiederte der Alte, „ich sagte es Dir ja neulich schon, ich wolle Dich malen lassen."

„Ich hielt es für Scherz, Papa; wozu in aller Welt soll mein Bild gemacht werden?"

„Scherz; ist gar nicht meine Manier, solche Späße zu machen, per sè! Warum soll ich Dich nicht malen lassen? Bist schöner dazu als manches andre Meidschi, das der Herr Freudenberg abconterfeien muß, denn Alle wollen sie drunten in Bern von ihm gemalt werden, meinen sie würden schöner davon, nicht wahr, Herr?"

Der Herr Freudenberg, dem die ganze Scene nicht sehr gefiel, murmelte etwas Unverständliches, worauf der

Vogt fortfuhr: „Dann kann ich draußen in der Welt doch auch einmal Staat mit Dir machen und den Leuten beweisen, daß meine Schönste noch daheim ist, weil es halt nicht anders sein kann.“

Bei dieser rohen Anspielung fielen die Blicke aller Drei wie unwillkührlich zu gleicher Zeit auf Constanzen's Krücken. Der Herr von May zuckte die Achseln, drehte sich rasch um und verließ pfeifend die Altane, Constanze sank seufzend in ihren Sessel zurück und ihre blühende Wange erbleichte für einen Moment. Den Maler durchbebte wie ein Blitz die ganze Wahrheit; unsägliches Mitleid mit dem schönen Mädchen ergriff sein Herz und sprach aus dem Blick, welchen er auf Constanze heftete und den sie, sich wieder aufrichtend, noch voll erfaßte. Stolz warf sie jetzt den Kopf empor, die Röthe kehrte auf ihre Wangen zurück, das Lächeln auf ihre Lippen und sie sagte: „Ich muß Sie bitten, Herr Freudenberg, sich selbst dort einen Stuhl zu holen; Sie sehen, mir fällt das Aufstehen zu schwer.“

In einer Secunde saß der Maler ihr gegenüber und mit freundlicher Gewandheit knüpfte sie nun ein Gespräch über Italien an, das sie aus Büchern so genau kannte, als man auf diese Weise ein Land kennen lernen kann. Als ihr der Maler seine Bewunderung darüber aussprach, sagte sie wieder mit dem stolzen und ruhigen Lächeln von vorhin: „Ich muß wohl in Büchern rei-

sen, wie sollte ich sonst etwas von der Welt wissen auf unserm Felsenneſt."

Der Maler, dem jedes Wort zu unzart erschien, sobald es nur eine Andeutung auf Constanzens Schicksal lenken konnte, fragte stockend, ob sie das Schloß niemals verlasse.

„Doch," antwortete sie, „ich besuche zuweilen die Kirche und mache auch dann und wann eine Spazierfahrt, aber in den Bergen kommt man mit dem Wagen nicht weit; auch vertrage ich die Erschütterung desselben nicht gut."

„Wenn Sie den See näher hätten, könnten Sie sich zuweilen durch eine Fahrt auf demselben erquicken; dies wäre mühe- und gefahrlos zugleich."

„Ja, das wäre prächtig," entgegnete Constanze lebhaft „und ich wünsche es mir oft. Ich kenne die Lust, auf dem schönen See in einer bequemen Barke gewiegt zu werden. Die Frau Pfarrerin in Spiez ist eine liebe, aufmerksame Freundin für mich; bei ihr bringe ich jedes Frühjahr ein paar Tage zu und fahre so viel auf dem Wasser umher, als es nur die Witterung erlaubt. Ja," setzte sie mit einem Seufzer hinzu, „dort ließe es sich leichter für mich leben."

„Haben Sie schon von der Villa gehört, welche der junge Graf Rothenfels unterhalb seines Schlosses hart am See bauen läßt, gerade Spiez gegenüber?"

„Ich habe davon gehört und auch die Vorarbeiten dazu gesehen,“ antwortete Constanze gleichgültig.

„Der Graf ist Ihnen wohl bekannt?“ fragte der Maler weiter.

„Kaum — als Kind habe ich ihn einmal flüchtig gesehen, ich erinnere mich seiner nicht; er trat jung in neapolitanische Dienste und kam seit Jahren nicht nach Hause.“

„Ich habe des Grafen Bekanntschaft bei einem Ausflug nach Pompeji gemacht; es ist ein feiner, gebildeter Mann, und intressanter als die Berner Patricier und Junker.“

Constanze warf die schönen Lippen auf: „Dazu gehört nicht viel, wenigstens nach dem zu schließen, was ich hier davon kennen lernte. Wird Graf Rothenfels seine Villa selbst bewohnen?“

„Man sagte so, nun aber wird es widersprochen. Es soll ihm in der Schweiz nicht mehr recht behagen und es walten da überhaupt gar seltsame Verhältnisse ob.“ Der junge Mann schwieg und Constanze fragte nicht weiter; sie wußte, daß solche seltsame Verhältnisse fast mit allen Schweizerofficieren, die in Italien dienten, verknüpft waren und wenig geeignet zu näheren Mittheilungen von Seiten eines jungen Mannes an ein Mädchen.

Die eingetretne Pause wurde unterbrochen durch die laute Stimme des Vogts, der geräuschvoll die obere Treppe herunterpolterte und schon von Weitem rief: „Nun ist alles im Reinen? Wann fangen Sie an, Herr Freudenberg?“

„Morgen, wenn es das Fräulein wünscht,“ antwortete der Maler mit einem Blick auf Constanze, die zustimmend nickte.

„Na, *per sè*, spricht der auch schon von Fräulein; Jungfer Constanze heißt sie; der Teufel hole alle Eure hochdeutschen Neuerungen. Ich bin ein Schweizer und bei mir wird nach Schweizer Manier gesprochen.“ Der junge Mann war ganz erschrocken bis an den Rand der Brüstung zurückgewichen; der Alte fuhr fort: „Haben Sie sich entschlossen, wollen sie hier oben bei uns bleiben, oder unten im Wirthshaus wohnen? Drunten werden Sie's freilich bequemer haben, brauchen nicht jeden Abend hundert Treppen zu steigen, um in Ihr Bett zu kommen.“

Auf diese gastfreundliche Einladung warf der Maler stolz den Kopf zurück; das Blut eines Berner Bürger's wallte in seinen Adern und er haßte Alles was Junker hieß, eben so sehr als die Hintersassen seiner Vaterstadt. „Ich mag gar nicht hier oben sein,“ antwortete er kurz; „es wäre mir viel zu unbequem, denn ich bleibe

einige Wochen in der Gegend um eigne Studien zu machen; außerdem würde ich überhaupt nicht eingewilligt haben, das Bild Ihrer „Jungfer" Tochter zu malen." Das Jungfer betonte er spöttisch, wandte sich dann zu Constanze und fuhr fort, indem er sein Barrett aufraffte: „Wenn es Ihnen genehm ist, Mademoiselle, komme ich Morgen um elf Uhr." Sie nickte wieder und sah ihn dabei freundlicher an als sonst ihre Gewohnheit war, um die Grobheit des Vaters vergessen zu machen. Der junge Mann verbeugte sich dann kurz gegen den Vogt und sprang die Treppe hinab, während dieser hinter ihm drein murrte: „Das ist ja recht schön, per sè, kommt meinem Geldbeutel zu gute, wenn der Zierbengel sich auch studirens halber hier aufhält. Na, Mademoiselle oder Fräulein, weil's doch feiner ist wie Jungfer, mache nur Morgen Dein schönstes Gesicht für den Pinsel." Dann ging er hinaus, öffnete eine Thür neben der Altane und schlug sie so energisch zu, daß das ganze Schloß erdröhnte.

Constanze zuckte in sich zusammen... „Werde ich mein ganzes Leben lang diese Roheiten mit anhören müssen?" sagte sie leise, ließ den Kopf in die Hand sinken und sah düster vor sich hin. Da öffnete sich eine kleine Thüre zwischen den Bäumen, Aenni's treue Augen schauten heraus und als sie ihre Gebieterin allein sah, trat sie näher. Sie war ganz wie Constanze gekleidet, nur in

einfachere Stoffe und trotz ihrer vierzig Jahre, so alt mußte sie mindestens sein, sah sie gleich dieser noch bedeutend frischer und jugendlicher aus. Wenn Aenni mit Constanze allein war, wechselte sie mit ihr das trauliche Du, wie sie es von dem Kinde her gewöhnt geblieben; mit demselben Vorrecht zog sie ihr auch jetzt die Hand von den Augen, indem sie sagte: „Nun, Constanze, woran denkst Du? Du hast ja Besuch gehabt, einen fremden Maler, der drunten in der Tanne wohnen wird, wie mir der Jakob sagte. Will er die Aussicht von der Altane malen? Schön genug ist sie schon dazu.“

„Nein, Anneli, mich soll er malen; der Vater hat ihn eigends dafür von Bern kommen lassen.“

Aenni schlug die Hände zusammen: „Dich soll er malen, Dich,“ rief sie erstaunt; „das hat etwas zu bedeuten, der Herr Vogt gibt doch für so etwas sein Geld nicht aus, wenn er nicht einen guten Grund dazu hat!“

Constanze ward dunkelroth. Aenni sprach ihren innersten Gedanken aus; gewiß hatte der Vater seinen besondern Grund, denn nur um seiner Tochter Bild zu besitzen, dafür hätte er keinen Centime ausgegeben. Aber was war dies für ein Grund? Vier ihrer jüngeren Schwestern hatten bereits als junge Frauen das väterliche Haus verlassen; fast jedes der letzten Jahre hatte in

der Familie des Vogts eine Hochzeit gesehen wie es achtzehn Jahre früher jedes Jahr eine Taufe gab. Keine dieser Verbindungen war innerer Neigung entsprungen; der Vater hatte gewählt, die Tochter gehorcht. Gleich nach Neujahr war Herr von May mit einer oder zwei seiner erwachsenen Töchter nach Bern in sein altes Stammhaus auf der Junkergasse gezogen. Er besuchte mit ihnen die Bälle, Tanzkränzchen und Gouters der Patriciergesellschaft. Im Frühjahr brachte er gewöhnlich eine Braut nach Hause, die sechs Wochen später als junge Frau ihrem Gatten folgte.

Constanze war jedesmal übergangen worden, aber keiner dieser Männer wäre trotz seines Ranges und Vermögens auch würdig gewesen ihr angeboten zu werden. Sie galt für gelehrt in den geselligen Kreisen ihres Vaters und war es auch im Vergleich zu der Bildung der Uebrigen. Trotz ihres Leidens hätte sie keinem ihrer Schwäger die Hand gereicht und trotz ihres Leidens zweifelte sie nur in trüben Stunden daran, daß auch sie im Stande sei, Liebe, heiße, rücksichtslose Liebe einzuflößen, wie sie so oft in ihren Büchern geschildert war. — Diese schlau berechnenden, waadtländischen Landedelleute, und die trägen, gähnenden Berner Junker, welche nichts als der Klang ihres alten Namens auszeichnete, und die ihre Schwäger geworden waren, entsprachen ihrem Ideale nicht. Daß dies Ideal früher oder später erscheinen

werde, dies glaubte Constanzens nächste Umgebung, die von der Welt da draußen auch nichts kannte, eben so fest als sie. Warum würde Constanze, so schön, so gelehrt, so geschickt im Gesang und Guitarrespiel nicht auch über kurz oder lang eine glückliche Frau werden? Sie war ja reich, brauchte nichts zu arbeiten, konnte sich Dienerinnen halten, was fehlte da noch? Ohne ihrer treuen Entsagung Abbruch zu thun, war es doch immer jener Zeitpunkt, der Anneli als der richtige für ihre eigne Verheirathung erschien und auf den sie den manchmal ungeduldigen Jakob vertröstete. „Dann braucht sie mich nicht mehr," sagte sie, „dann wird ihr Mann sie *führen, stützen* und lieb haben."

Daß nun bei einer beabsichtigten Verheirathung Constanzens ein anderes Verfahren eingeschlagen werden mußte als bisher, war klar und darum berührte das Ereigniß mit dem Maler sie und Aenni so tief und bedeutungsvoll, darum wendete Constanze nur mit stolzem Lächeln den Kopf zur Seite, als Anneli, indem sie ihr vom Sessel aufhalf und sie nach ihrem Zimmer führte, noch einmal scherzend sagte: „Constanze, Constanze, das hat etwas zu bedeuten, der Herr Vater läßt Dich nicht umsonst malen."

Am selben Abend, nachdem der Vogt mit seiner Tochter das Gouter oder z' Abetrinke eingenommen hatte und nun das Zimmer verlassen wollte, drehte er sich in der Thür

noch einmal um und sagte: „Höre Constanze, wenn Du an Mathilde schreibst, so sagst Du ihr nichts von der Pinselei. Es ist nicht nothwendig, daß Alles was wir hier oben treiben, in der ganzen Familie herumgeklatscht wird.“ —

III.

Man sagt, daß Leonardo da Vinci an dem Bilde der Mona Lisa, einer Dame die er liebte, vier Jahre lang gemalt und so das vollendetste Porträt erschuf, welches existirt. Herr Freudenberg würde gerne eingewilligt haben, ein Gleiches zu thun, und suchte wenigstens für Constanzens Bild so viele Wochen zu erzielen als da Vinci Jahre. Er kam jeden Tag herauf und konnte nicht fertig werden mit Uebermalen, Auswischen und Hinzufügen. Constanze ließ es sich ruhig gefallen; es unterhielt sie, und die ehrerbietige Huldigung, welche der junge Mann in sein ganzes Benehmen ihr gegenüber legte, war ihr eben so neu als interessant. Sie hatte in so intimer, ungenirter Weise noch nie mit einem Manne verkehrt, und dies weckte eine Fülle ungekannter, sehnsüchtiger Gefühle in ihr auf. Dem Vogt war es gleichgültig, wie lange die Sache währte. Hätte der Maler im Schlosse gewohnt, dann wäre es etwas anders gewesen, dann hätte er die Tage gezählt ihn wieder los

zu werden; aber jetzt, da seine Gegenwart ihn nicht im Mindesten genirte, da der junge Mann ihm bei einer zweiten Begegnung erklärt hatte, er verlange nicht mehr für das Bild, als man ihm in Bern selbst bezahle, ließ er den „Dunderskerl,“ wie er sich höflicherweise ausdrückte, so lange gewähren, als ihm beliebte, wenn das Bild nur gut würde. Das Bild wurde aber nicht allein gut, sondern sehr gut, war vielleicht das Beste, was Freudenberg bis dahin gemalt; denn die zartesten Gefühle der Bewunderung, des Mitleids und der Zuneigung führten seine Hand. Er blieb daneben stark und klar genug, seine Wünsche nicht bis zu der Tochter des stolzen Vogtes zu erheben, aber er genoß die kleine, reizende Episode seines Lebens als Künstler und Mensch mit vollen Zügen. Das Zusammensein mit der schönen, gebrechlichen Dame hatte trotz des engen Raumes, an den sie gebunden waren, seine eigenthümlichen Reize, und gerade ihr Leiden rief kleine Vertraulichkeiten hervor, die sonst wahrscheinlich unterblieben wären. Jeden Ritterdienst, den er Constanzen leisten konnte, jede Gefälligkeit erwies er ihr. Sie sah sich plötzlich zum Gegenstand einer Menge zarter Aufmerksamkeiten gemacht, die ihr bisher fremd waren, oder besser gesagt, nicht von ihr geschätzt wurden, da Aenni's bekannte Hand sie bot. Außerdem brachte ihr Herr Freudenberg von seinen Wanderungen die duftendsten Blumen und schönsten

Skizzen heim, und erzählte dabei auf's angenehmste. Wenn der Vogt abwesend war, verfehlte Constanze nie, ihn zum Gouter einzuladen; in mancher lauen Mondnacht saßen sie draußen auf der Altane, ging die Guitarre von dem Einen zu dem Andern und hörten unten die lauschenden Dorfbewohner bald muntere, bald schmelzende deutsche und italienische Lieder und Canzonen weit hinaus erklingen. Aber auch wenn Constanze der Hülfe bedurfte, sollte sie erfahren, wie sicher ein Männerarm führt und hält, der mit zarter Sorge umfängt. Noch nie hatte sie Jemand die hohe Treppe so geschickt hinauf und hinab geleitet, noch nie Jemand ihrem kranken Fuß den Schemel so bequem zurecht gestellt. Freundschaft und Dankbarkeit verbanden sie bald mit dem jungen Manne, der ihr gleichsam eine neue, schönere und lang ersehnte Welt erschlossen. Wie oft ist der erste Anbeter eines Mädchens nur der Kammerdiener, welcher einem Glücklicheren und Kühneren die Pforte ihres Herzens öffnet, indem er ihrem Auge die Schätze von Glück und Wonne enthüllt, die Liebe fordern und gewähren kann. So war es mit Constanze. Eben so wenig als Herr Freudenberg im Ernst daran dachte, Constanzens Hand erringen, die verwöhnte und gebrechliche Dame an sein Künstlerleben ketten zu wollen, eben so wenig kam es ihr in den Sinn zu ihm herabzusteigen. Beide blieben sich bewußt, daß sie nur in einem schönen Traume

schwelgten, und ein Blick, ein leiser Händedruck, eine muthwillige Neckerei genügten, das phantastische Spiel auszuschmücken und weiter zu treiben. Aber aus der süßen Blume saugte Constanze ein tödtliches Gift. In den Huldigungen des jungen Mannes, in seiner hingebenden Aufmerksamkeit sah sie den sichern Beweis, daß sie fähig sei, Liebe einzuflößen, wie sie deren bedurfte; innige, unbesiegbare Liebe, die nicht untersucht und nicht mäkelt, sondern auch besitzen will, was sie erwählt.

Endlich kam die Abschiedsstunde heran und erfüllte Beide trotz ihrer Tändelei mit bittererem Weh, als sie selbst gedacht. — Der Herbst neigte sich dem Winter entgegen, auf dem Riesen lag bereits eine dünne Schneehaube, Herrn Freudenberg's Ausflüge mußten sich ganz auf die Nähe beschränken, auch riefen ihn dringende Arbeiten nach Bern zurück. Einmal mußte ja doch geschieden sein und so entschloß er sich rasch dazu an einem sonnigen Herbsttag, wo es ihm leichter schien als in Nebel und Regen. Er übergab endlich dem Vogt sein Werk, mit wahrer Meisterschaft auf das zarte Elfenbein aufgetragen. Daß noch ein zweites Bild wohlverwahrt in seiner Mappe ruhte, darüber fühlte er sich dem Papa gegenüber zu keiner Rechenschaft verpflichtet, um so weniger, als ihm die Tochter den Raub zwar gerade nicht erlaubt, aber mit so anmuthigen Scherzreden, begleitet

von so freundlichen Blicken untersagte, daß es mehr einer Erlaubniß, als einem Verbote gleich kam. Sie saßen wieder alle Drei auf der Altane, wo Constanze sich bei guter Witterung immer aufhielt. Der Vogt betrachtete das Bild von allen Seiten, nickte dann zufrieden, griff in seine Tasche, holte einen langen, ledernen Geldbeutel hervor und warf einige Goldstücke auf den Tisch, daß sie klirrend umhertanzten. Constanze und der Maler wurden dunkelroth; das focht aber den Herrn von May nicht im geringsten an; er schob das Gold, als es zur Ruhe gekommen zusammen, nach dem jungen Manne hin und sagte: „Nehmen Sie nur, ich gebe Ihnen das Geld recht gern, denn Sie haben ein gutes Bild gemacht. Ja, ja, Constanzchen, das läßt sich sehen, per sè!“ setzte er zu der Tochter gewendet hinzu.

Constanze schwieg und Herr Freudenberg, der nicht in der Laune war, sich Komplimente von dem alten, groben Menschen sagen zu lassen, entgegnete kurz: „daß es ein schönes Bild geworden, ist kaum mein Verdienst, das hat die Natur gethan, nicht mein Pinsel.“

„Ei, so schwätzen Sie doch so kein dummes Zeug,“ war die höfliche Gegenrede, „ob sie schön ist, oder nicht, das geht Sie gar nichts an. Sie haben Ihre Schuldigkeit zu thun und ich die meine, damit fertig. Da nehmen Sie Ihr Geld und leben Sie recht wohl. Das

Bild wird Sie noch außerdem empfehlen, es kommt dazu gerade in die rechten Hände." Mit diesen Worten schob er das Bild in die Brusttasche und verließ pfeifend den Raum.

Während dieser unerquicklichen Scene war Constanze mit stummer Resignation in ihren Sessel zurückgesunken. Sie wußte aus Erfahrung, daß dem Vater kein Einhalt zu thun war; er tobte dann nur ärger, aber bei seinen letzten Worten richtete sie sich wieder überrascht empor. Was waren das für Hände, für die ihr Bild bestimmt war? Aber es blieb ihr jetzt keine Zeit zum Besinnen, der Maler nahte sich ihrem Sitze. Mit dem Rücken an die Steinbrüstung gelehnt, den rechten Arm darauf gestützt, stand er vor ihr und sah sie mit finstern Blicken an: „Mademoiselle," fing er an, „das Geld nehme ich nicht; Ihr Vater empfing mich mit Grobheiten und entläßt mich damit. Ich habe Sie gern um Ihrer selbst willen gemalt und brauche keine Belohnung."

Da sah ihn Constanze an mit dem süßesten Aufblick ihres blauen Auges, das jetzt in doppelter Erregung glänzte, streckte ihm die Hand entgegen und sagte mit ihrer eigenthümlicher Stimme, welche fast noch leiser als gewöhnlich klang: „Aber, Herr Freudenberg, Sie werden doch nicht böse sein und mich des Vaters Unart entgelten lassen? Wissen Sie nicht, was ein Schweizer Pa-

tricier und gar ein Landvogt ist? Wollten Sie wirklich im Grolle von uns scheiden?"

Aber Herr Freudenberg war diesesmal nicht so schnell zu besänftigen. Erstens hatte ihn der Vogt wirklich beleidigt, und am Ende war auch er ein Mann — des Vaters Bemerkung von den Händen, in die das Bild kommen werde, hatte ihn seltsam berührt. Er hatte ja nie besitzen wollen und doch durchbebte ihn jetzt wilde Eifersucht bei dem Gedanken, daß ein Andrer es könne. So trotzig als vorher, erwiederte er: „Einerlei, ich mag das Geld nicht, schenken Sie es den Armen oder geben Sie es Ihrem Herrn Papa zurück, ich bin gewiß, er wird es nehmen."

„Nein, nein, Sie dürfen nicht ohne jeden Lohn für Ihre Bemühung von uns scheiden."

Ihr sonst so stolzes Gesicht war mit rührender Bitte zu ihm aufgehoben und Herr Freudenberg war kein Gletscher. Im nächsten Momente lag er zu Constanzens Füßen: „Geben Sie mir den Lohn, flehte er leise, eine Locke von Ihrem Haar, ein Kuß von Ihrem Munde ist mir lieber als alles Gold der Welt, davon will ich zehren mein Leben lang."

Constanzen schwamm es vor den Augen, zum Erstenmale trank ihr Ohr Worte der Liebe, zum Erstenmale flammte ihr deren Blick entgegen. Sie wollte fliehen,

aber sie war ja an die Stelle gefesselt — ihr Herz dehnte sich aus, als wolle es zerspringen, es ward ihr mit Einemmale, als trage eine lichte Wolke sie fort aus ihrem Gefängniß über Berg und Thal. Nicht dem Manne, der vor ihr kniete und ihre Hände mit heißen Küssen bedeckte, neigte sich ihr Haupt willenlos entgegen, es war dem Gotte selber, dem Sieger Eros, dessen süßer Lockung sie ohne Widerstreben folgte. Der glückselige Maler fing sie wonnetrunken in seinen Armen auf, ihr Kopf sank an seine Schulter und ihre Lippen begegneten sich in einem heißen Kusse.

Es war gut, daß es nur Aenni's treue Augen waren, welche, zwischen den Bäumen hervorlugend, dies Bild erblickten. Einen Moment stand sie wie angewurzelt, dann eilte sie erschrocken nach vorn und das Geräusch ihres Nahens brach den Zauber, welcher Beide gefangen hielt. Langsam richtete Constanze sich auf, langsam erhob sich der Maler von den Knieen, Beide wußten jetzt kaum, wie so plötzlich sich dies begeben hatte.

Noch einen langen Blick tauschten sie aus, dann fühlte Jedes, daß es nun genug war. Während Constanzens Antlitz nach und nach eine tiefe Gluth überzog, wandte sie sich zu Aenni und befahl ihr, eine ihrer Locken abzuschneiden. Das Mädchen gehorchte ohne ein Wort, sie war noch ganz übermannt von dem, was sie

gesehen. Herr Freudenberg sah schweigend zu. Als die Locke abgetrennt war, reichte sie Constanze dem jungen Mann und sagte leise: „Leben Sie wohl! Wir wollen Beide an die verlebte Zeit, wie an ein schönes Mährchen unsrer Kindheit zurückdenken.“ Der Maler ergriff noch einmal ihre Hand, küßte sie und flüsterte: „Leben Sie ewig wohl, Constanze!“ drückte die Locke an sein Herz, und flog wie gejagt die Treppe hinab.

Jetzt erst fand Aenni Worte: „Constanze, ich bitte Dich; — Constanze, was war das?“ hob sie mit flehender Stimme an. Ihre Herrin winkte ihr zu schweigen. „Sei ruhig, Aenni, es war ein Abschied für's Leben. Aber es war doch schön, ich habe es doch nun auch einmal empfunden, was es heißt, von Liebe umgeben zu sein, von Liebe umschlungen und gehalten!“ Heiß stieg es bei diesen Worten in Aenni's Augen herauf, sie, die Constanzen Alles geopfert, die sie behütet und gepflegt wie eine Mutter ihr Kind, konnte dies harte Wort kaum hören. Sie wendete sich um und gehorchte gern, als Constanze fortfuhr: „Nimm dies Geld und bringe es dem Herrn Pfarrer, er soll es für die Armen verwenden!“

Aber schon auf der Treppe war Aenni's Herz wieder versöhnt und sie murmelte leise: „Ja, sie meint so wie der Jakob und ich uns lieb haben; das ist freilich ein

wenig anders, aber doch nicht viel, nein gar nicht viel, es kommt ja immer aus demselben Herzen.“

Ihre leidenschaftlichere Gebieterin aber begrub, als sie allein war, ihr Gesicht in beide Hände und rief sich Alles zurück. Immer wieder fühlte sie den Kuß des jungen Mannes auf ihren Lippen, den Blick seines Auges, den Druck seiner Hand, und manchmal tropfte eine brennende Thräne zwischen den weißen Fingern herab auf ihr Gewand.

Durch's Thal aber flog indessen mit leichtem Schritt, um die Wette mit dem Vogel über seinem Haupte und so frei und fröhlich wie dieser, der Maler. Einer der lieblichsten Abschnitte seines Lebens war beendigt, aber nicht arm und kläglich, nein, was er erlebt hatte, tönte aus im vollsten, reichsten Accord. Seine rechte Hand hielt unter dem Rock die weiche, dunkle Locke fest auf's Herz gepreßt, die Lippe kräuselte sich glücklich und stolz, und das Auge blitzte. Lange vor Abgang der Post, die ihn an der Landstraße aufnehmen sollte, war er am Platze und stand er auf dem schmalen Steg, der einen schwindelfreien Fußgänger schon sicher über die Simmen tragen kann. Unter ihm rauschte das trübe, wilde Wasser und manchmal sprützte der Schaum bis herauf an seine heiße Stirne; hinter ihm erhob sich der starre Fels, um den die Landstraße sich herumwindet, aber er stand und sah nur hinüber in das paradiesische Thal. Da drinnen

schwammen noch leuchtende Sonnenstreifen und hüllten die grünen Matten und die mit rother Frucht beladnen Bäume in ein schimmerndes Goldnetz, während um die westlichen Berge schon leichte, violette Nebel wogten und hinter ihm bereits alles im Schatten lag. Da mußte er hin, da draußen begann wieder das nüchterne Leben, so grau wie das Wasser zu seinen Füßen; aber da drinnen hatte er genossen und geschwelgt, genug, um eine lange prosaische Zeit damit zu übergolden und zu verklären und neuen Schaffenstrieb hervorzulocken. O, glücklich Jeder, der sich so vom Genusse nur den süßen Kern mitnimmt, als ein dauerndes Geschenk der Götter, und die Entbehrung des Ganzen nicht empfindet, sich nicht verzehrt in der Sehnsucht nach dem entschwundenen Glück, weil ihm die bloße Erinnerung daran nicht genügen kann. Constanze und Herr Freudenberg theilten sich in das, was sie zusammen erlebt. Der Schaum des Freudenkelches, an dem er eine kurze Minute genippt, hob und begeisterte ihn noch auf lange hinaus, sie aber betäubte der süße Trank und ließ ein Vermissen aufsteigen, das ihre frühere Gelassenheit und Ruhe, wie mit einem Schlage verschlang.

Noch einmal hob er den Blick hinauf zu den weißen Thürmen, wo sie jetzt ganz gewiß auch seiner gedachte, da tönte aus der Ferne das Posthorn. Eine Thräne schoß ihm trotz allen freudigen Uebermuthes

doch in das Auge, er zog das Hütlein herab, schwang es hinauf und sang mit lauter Stimme in das Thal hinein:

„Leb' wohl, du süße Maid,
Die mir den Sinn berückt,
Und die ich, ach! so heiß
An meine Brust gedrückt.“

IV.

Noch einmal erhob sich golden die Sonne über dem Thale von Wimmis, aber man konnte wohl erkennen, daß es vielleicht ihr letzter, voller Gruß vor dem nahen Winter sei. Ueber Nacht hatte das Faulhorn sich in einen weißen Mantel gehüllt, die obere Hälfte des Riesen glänzte jetzt silberhell und an den dunklen Tannen der ringsum lagernden Berge hingen zahllose Reifkügelchen, welche zwar der warme Strahl schnell und gierig hinwegleckte, aber Jedermann wußte, was sie bedeuteten. Um so frischer und grüner erschien noch einem Augenblick die Wiesenmatte, wie eine jugendliche Gestalt uns zwischen Greisen ja auch anmuthiger dünkt, als umgeben von ebenbürtigen Gespielen, und die gelben und rothen Früchte an den jetzt dünner belaubten Bäumen glänzten wie Rubine und Topase in der heitren, durchsichtigen Luft. Mit Wehmuth ruhte Constanzens Auge auf dem trügerischen Reize der Landschaft, es war ja nur das letzte Aufflackern der Lebensröthe auf den Wangen eines Sterbenden. Viel-

leicht auf lange Monden hinaus, saß sie hier an ihrem Lieblingsplatze zum Letztenmale. Der lange, kalte Winter bannte sie dann in noch engere Räume und ließ sie ganz allein mit ihren heißen Wünschen, Hoffnungen und Gedanken. So weich, so innerlich aufgelöst wie Heute fühlte sie sich selten gestimmt; sie griff nach der Guitarre sich durch ein Lied zu zerstreuen. Aber keines wollte recht zu ihrer Stimmung passen, bis ihr eines in den Sinn kam, das ihr der Maler zurückgelassen, und welches sie bis jetzt noch nicht gesungen. Während sie das Präludium spielte, stieg eine dunkle Röthe bis herauf in ihre Stirne, dann sang sie zuerst halblaut, später stärker und stärker, mit steigendem Ausdruck, mit der immer etwas belegten, aber in den weichsten Schwingungen vibrirenden Stimme:

„Flieh, mein Herz, auf leichten Schwingen
Mit den Wolken flieh' dahin!
Kunde sollst Du Dir erringen,
Wo des Glückes Pfade zieh'n.

Streb' ihm nach auf allen Wegen,
Hoch zu Berg und tief im Thal,
Spenden muß es seinen Segen,
Dir zuletzt doch auch einmal.

Warum sollst Du nicht genießen,
Nicht wie Alle glücklich sein?
Wo der Blumen schönste sprießen,
Darfst auch Du zum Kranz sie reih'n.

Warum sollst Du nie erkennen,
Was am heißesten beglückt —
Auf mein Herz, an Deinem Brennen
Fühl ich ganz, was Dich bedrückt!

Ach! da flüsterst Du mit Beben
Leise, leise mir in's Ohr:
Wo des Glückes Wunder leben,
Wußt ich lange schon zuvor.

Ueberall sind sie zu finden,
Hoch zu Berg und tief im Thal,
Wo der Liebe süß Umwinden
Scheuchet alle Noth und Qual.

Dort nur leuchtet voll die Sonne,
Dort nur hell der Stern erglüht,
Wo in ew'ger Lust und Wonne
In der Brust die Liebe blüht!"

„Bravo, bravo!" rief eine helle Stimme, als Constanze geendet, so daß diese erschrocken aus ihren wachen Träumen emporfuhr, „sehr schön, sehr wahr: Wo in ew'ger Lust und Wonne in der Brust die Liebe blüht! Ich habe Sie ein wenig belauscht, meine Liebe; es ist ein prächtiges Lied, welches Sie da singen, ganz nach meinem Geschmack." Bei diesen Worten trat die Sprecherin bis dicht vor Constanze, ergriff deren Hände, drückte sie herzlich und fuhr in ihrer Beredsamkeit fort, als sie sah, daß Constanze sich erheben wollte:

„Ich bitte Sie sehr, bleiben Sie ruhig sitzen, ich komme nicht um Sie zu stören, sondern Sie noch einmal zu sehen,

ehe der Winter kommt und er ist nicht weit," fügte sie hinzu, auf die Berge deutend.

„Es ist sehr gut, sehr freundlich von Ihnen," sagte Constanze weich und drängte siegreich die Thränen zurück, welche sich fast unwillkührlich während des Singens zwischen ihre Winpern gestohlen hatten; „sind Sie wirklich nur um meinetwillen herauf gekommen?"

„Ganz gewiß, per sè; um Ihretwillen komme ich von Spiez herauf und will den Tag bei Ihnen zubringen, wenn Sie mich mögen. Es fiel mir gestern so recht schwer auf's Herz, wie allein Sie hier oben sitzen, seit alle Ihre Schwestern fort sind; und da mußte ich doch noch einmal nach Ihnen sehen, ehe Schnee und Eis die Wege versperren."

Constanze seufzte statt einer andern Antwort; das, wovor sie kaum erst geschaudert, die Einsamkeit des kommenden Winters, fiel ihr bei diesen Worten wieder doppelt schwer auf's Herz. Die Dame bemerkte es nicht und fing an sich neben Constanzens Sessel zu installiren. Es war eine kleine, bewegliche, noch jugendliche Gestalt, mit scharfen aber gescheiten Zügen; und wie sie nun fertig saß, die Arbeit in der Hand, und Constanzen erwartungsvoll ansah, schien ihr lebhaftes, dunkles Auge zu sagen: „nun kann es angehen, nun muß sie mir Alles anvertrauen, was sie etwa bewegt und bedrückt

und ich werde sehr bereichert wieder den Heimweg antreten.“

Constanze lehnte in ihrem Stuhl mit gesenktem Blick und schien es zu empfinden, daß das Auge der Neugierde eben sowohl auf ihr ruhte, als das der Theilnahme. Dann schämte sie sich dieser Empfindung, gegenüber der gutmüthigen Frau, die immer bereit war ihr Aufmerksamkeiten zu erzeigen, sah auf, ergriff noch einmal die Hand der Freundin und dankte ihr herzlich für ihren Besuch. Es war die Pfarrerin von Spiez, ein armes, adliches Fräulein, für die der vermögende und mit einer sehr gut ausgestatteten Pfründe versehene Geistliche durchaus keine Mesalliance war. Sie ließ kein Jahr vergehen, ohne Constanze der sie sich gleichsam mütterlich annahm, auf einige Tage zu sich in ihr behagliches Pfarrhaus zu laden, und sie dort mit all der Liebe und Sorgfalt zu umgeben, welche ihr Zustand nothwendig machte. Dies waren natürlich immer Festtage, auch Festtage, wenn die vielbeschäftigte Frau sich von Zeit zu Zeit losriß, um ihr einen Tag zu widmen und dennoch — trotz ihrer Güte, trotz der geistigen Anregung die sie bei der lebhaften, gescheiten Freundin fand, trotzdem niemand sie besser verstand, als Frau Emma, war die Freude des Umgangs mit ihr niemals eine völlig reine. Selten verließ sie Constanze, ohne daß diese ein schmerzlicheres Vermissen in sich aufsteigen fühlte, ohne daß der Ernst

ihres an allen Freuden der Jugend leeren Lebens, ihr peinlicher gewesen. In ihrer heutigen wehmüthigen Stimmung fühlte sie sich den Empfindungen welche der beredte Mund der Freundin so oft hervorrief, gegenüber, schwächer als je, und so angenehm ihr einestheils die Zerstreuung war, so sehr fürchtete sie auch, noch mehr erregt zu werden. Es giebt Naturen, oft sehr einfache, die unwiderstehlich alles, was wir Gutes und Liebenswerthes in uns hegen, herauslocken, uns gleichsam helfen den Schatz unsers Innern zu heben und von denen wir nie scheiden ohne zu höherem und besserem Streben begeistert zu sein; es giebt Andre, die bei allem Geist, bei aller scheinbaren Herzensgüte, eine Unruhe und Sehnsucht, eine Beklommenheit und Trauer in uns aufscheuchen, ein Vermissen des Schönsten und Besten, daß wir der Elendeste aller Sterblichen zu sein glauben. Auf die kleinste Pulsader des Herzens legen sie ihren Finger und machen sie stärker schlagen, jeder verharrschten Wunde wissen sie die schützende Haut abzulösen, daß sie aufs Neue blutet; jeden Wunsch, der tief, tief hinabgepreßt ist in die Seele, neu zu beleben und Alles das mit geistreichem Gespräch und antheilvollem Lächeln. Es thut uns wohl, so schnell verstanden zu sein, so leicht von allem reden zu können, was uns bewegt, aber wehe dennoch diesen geistreichen Freunden, denn sie saugen uns das Herzblut aus und gehen dann



lächelnd von dannen. Sie haben sich außerordentlich gut unterhalten, haben ein menschliches Herz bis in seine feinsten Fasern secirt und Ihre Menschenkenntniß und Neugierde ungemein erweitert und befriedigt. Nur zu oft schwindet dann auch die Theilnahme, mit der man uns bis dahin überschüttet, — die Citrone ist ausgepreßt, man sieht sich nach einer Neuen um, daran zu studiren.

Bis zu dieser idealen Höhe hatte es nun die Frau Pfarrerin noch nicht gebracht; sie handelte mehr unbewußt, hatte aber die besten Anlagen sich den ausgesuchtesten Menschenkennern an die Seite zu stellen, welche sich je dazu berufen fühlten, ihre Nebenmenschen über sich selbst klar zu machen und sie dabei nur zu verwirren, indem sie deren richtiges Gefühl belächeln, es dem Verstande unterordnen wollen und so in der That nur zu egoistischer Phantasterei verleiten. Sie besaß dafür eine andere Eigenschaft, die nicht minder unangenehm wirkte. Es ist schön und erhebend, einen Glücklichen zu sehen, selbst wenn man es nicht ist, aber äußerst niederdrückend diesen sich immerwährend seines Glückes und seiner Vorzüge rühmen zu hören und dies that die „gute“ Frau mit wahrer Virtuosität. Ihr gegenüber war Alles, was man selbst besaß, farblos, Staub und Asche, weil man nicht fähig war dafür den eitlen Enthusiasmus zu empfinden, wie sie.

Nachdem man sich an den Erfrischungen erquickt, die Aenni gebracht, sagte Frau Emma, sich umschauend: „Ja, liebe Constanze, es ist wirklich himmlisch schön hier oben auf Ihrer Terrasse und ich möchte jeden Tag ein Stündchen da sitzen können, aber für immer — mein Gott, wie still! wie halten Sie es nur aus?“

„Ich muß wohl,“ antwortete Constanze mit trübem Lächeln.

„Ach ja, Sie sind nun einmal dran gewöhnt und am Ende wollte ich es mir auch schon gefallen lassen, wenn ich meinen Mann und meine Kinder dabei hätte; die machten Lärm genug; auch recht viel Besuch; — aber so allein —!“

„Es ist mein Schicksal, allein zu sein.“

Ein tröstliches, verneinendes Wort hätte Constanzen wohlgethan; die volle Zustimmung der Freundin verwundete sie, wie mit dem scharfen Schnitt des Messers. „Ja, ja,“ sagte diese, „da geht eine der Schwestern nach der andern fort und Sie bleiben zuletzt ganz allein bei dem Papa, der gerade keine lustige Gesellschaft für Sie ist. Mir wäre es zu still, ich brauche Leben und Bewegung.“ Da Constanze schwieg, fuhr sie fort: „Was hören Sie denn von Mathilde, gefällt es ihr gut im Welschland?“

Constanze war froh, daß ein andres Thema aufkam; die Vermuthung, sie könne wirklich mit dem Papa ganz allein bleiben, entsprach so wenig ihren Träumereien

der letzten Zeit, war eine so unangenehme Perspective, daß sie nicht einmal daran denken mochte.

„Mathilden geht es gut," antwortete sie, „sie wird noch bis nach Neujahr in Vevey bleiben, dann kommt sie nach Bern, um in die Welt eingeführt zu werden, und kehrt erst im Frühjahr zu uns zurück."

„Ah, ich verstehe; sie wird von den Berner Bällen heimkehren wie die andern Schwestern, als Braut und dann ihres Bleibens im Schlosse nicht mehr lange sein."

Constanze zuckte zusammen: „Ich glaube und hoffe kaum; Mathilde ist noch so jung, sie wird noch nicht heirathen."

„*Nun*, nicht viel jünger als die Andern auch waren, und Ihr Papa ist ja bekanntlich der geschickteste Brautwerber im ganzen Lande, der hat gewiß schon etwas für sie im Sinn."

Constanze ihrer eignen Hoffnungen eingedenk, erröthete tief.

„Für Mathilde," antwortete sie, „wird man nicht viel zu werben nöthig haben; sie ist schön und liebenswürdig genug für sich selbst wählen zu dürfen."

„Ganz gewiß, aber Sie wissen ja, nach der Herzenswahl befragt man nicht viel bei uns zu Lande. Die Eltern bestimmen die Parthien wie es paßt, und es ist am Ende auch ganz vernünftig so, es werden viele Mißverhältnisse dadurch vermieden. Die Liebe findet sich dann

später. Denn was Sie vorhin so lieblich sangen, bleibt darum doch wahr; ohne Liebe kein Leben und wenn wir Frauen nicht heirathen, sind wir die unglücklichsten Geschöpfe von der Welt."

Die Frau sprach Dolche für Constanzens Herz, während sie ganz harmlos mit großem Eifer an ihrer Stickerei nähte; aber als Constanze schwieg, fiel es ihr doch ein, daß sie sich ihr gegenüber etwas zu entschieden ausgesprochen. „Das heißt," fuhr sie fort, „die meisten Frauen, nicht Alle. Sie, liebe Constanze, sind darüber hinaus, Sie gehören zu den Wenigen, die auch ohne einen Mann mit dem Leben fertig werden, aber nicht Alle sind so stark und resignirt, weil das Verzichten auch wirklich gar schwer ist."

Constanze versuchte zu lächeln und sagte: „Sie wissen ja nicht, ob ich so vollständig auf jedes Glück als Frau verzichtet habe." Frau Emma sah sie groß an; daß Constanze sich etwa wie der Engländer unübersetzbar gut sagt, eine „flirtation" wünsche, fand sie ganz in der Ordnung, aber daß sie wirklich könne heirathen wollen, kam ihr nicht in den Sinn. Sie faßte sich jedoch rasch und rief lebhaft, mit dem Finger drohend: „Ei, wirklich meine Liebe? Nun, Sie haben Recht, warum sollte Papa May nicht auch für Sie sorgen können, so gut als für die Andern, er ist reich und mäch-

tig genug dazu. Der Maler, der sich so lange hier hierum trieb, war mir gleich verdächtig."

Der Maler war, nebenbei gesagt, mit eines der Motive, die Frau Emma zu ihrem Ausflug nach Wimmis bewogen hatten und es war leicht, ihn jetzt zu erwähnen.

Aber Constanze richtete sich stolz mit flammender Wange empor: „Sie irren sich," sagte sie fest, „weder Mathilde noch ich lassen uns verhandeln und verkaufen; wenn wir heirathen, werden wir es nur nach Neigung thun und niemals unter unserm Stande."

Frau Emma saß ganz betroffen da; sie wußte, daß Constanze die Dinge der Welt anders ansah, als sie, daß dieselbe aber in ihrer Selbsttäuschung so weit ging, dachte sie nicht; sie hatte sich auch noch nie so entschieden ausgesprochen. Es war daher nicht, um Constanzen zu kränken, sondern nur ihr die Wahrheit anzudeuten, daß sie sanft erwiederte: „Nun, nun, ereifern Sie sich nicht, meine Liebe, ich dachte nur, daß Sie vielleicht geringere Ansprüche machten, weil, weil —"

„Ich weiß, was Sie sagen wollen," unterbrach sie Constanze, „Sie glauben, ich müsse die Ansprüche meines Geistes, meines Herzens herabstimmen, müsse mit dem Kleinen und Gemeinen vorlieb nehmen, weil das Schicksal mich unbarmherzig behandelte; o nein, nimmermehr! und glauben Sie denn, daß es mir so ganz unmöglich sein würde Neigung einzuflößen, Sympathie zu

erwecken, nur weil ich nicht tanzen, nicht mit Andern in die Wette laufen kann?"

Frau Emma, die wirklich gutmüthig war, aber nur in ihrem selbstgefälligen Egoismus zu oft die Entbehrungen Andrer vergaß, war ganz alterirt; sie ergriff Constanzens Hände, küßte sie und rief: „O gewiß nicht, meine schöne, liebenswürdige Constanze, gewiß wird es auch Männer geben, die das Aeußere über dem Innern vergessen. Ach, ich weiß ja, wie man Sie überall bedauert, bemitleidet, wie Jeder überzeugt ist, Sie würden überall wo Sie erscheinen die Erste sein, ohne den unglücklichen Zufall, der Sie betroffen. Keine andre Frau dürfte sich Ihnen vergleichen an Schönheit und Geist, und wir glauben doch auch nicht ganz verwerflich zu sein," setzte sie munter hinzu, um dem Gespräch eine andre Wendung zu geben. Aber dies war es wieder nicht, was Constanze hören wollte; sie wollte nicht bedauert, nicht bemitleidet sein, sie wollte nur einmal die Versicherung, daß sie nicht ausgestoßen, sondern ebenbürtig an der Tafel des Glückes sei, daß sie ohne Scheu nach seinen Früchten greifen dürfe, wie ihre Schwestern, wie alle Andern und wie die Huldigungen des Malers es ihr verbürgten. Es war ihr unerträglich immer als Ausnahme zu gelten, immer auf ihre Resignation, ihre Seelenstärke angewiesen zu werden, und sie hätte laut aufschreien mögen, während Frau Emma fortfuhr ihr mit

heitrem Ton von ihrem eignen häuslichen Leben, ihren Kindern, ihrem Mann, ihren zahlreichen Freunden zu erzählen und wie sie für Alle der ganz unentbehrliche Mittelpunkt sei. Es war gut, daß Aenni kam, beide Damen zum Diner abzuholen, wo die laute und derbe Lustigkeit des Vogts, der sich mit Frau Emma trefflich verstand, Constanzens Aufregung übertäubte und ihr Zeit ließ, sich wieder zu sammeln. Den Kaffee nahm man wieder draußen und der Vogt erzählte von seinen Töchtern, Schwiegersöhnen und Enkeln.

„Gibt's im Frühjahr wieder eine Hochzeit?“ fragte Frau Emma lustig, „damit Sie doch nicht aus der Uebung kommen.“

„Ei, versteht sich,“ lachte der Vogt und strich sich den Bart, „und hoffentlich eine recht ordentliche. Aber, per sè, nun mache ich mich aus dem Staub, sonst fragen Sie in einem Athem mehr aus mir heraus, als ich selber weiß.“

„Bleiben Sie nur, ich will gar nichts mehr fragen.“

„Nein, nein, ich fürchte mich zu sehr,“ lachte er aufstehend; „Sie sind mir zu klug. Leben Sie wohl, schöne Frau, nächstens komme ich einmal bei Ihnen angeritten; muß mir doch auch die Villa betrachten, die Graf Rothenfels Ihnen gegenüber bauen läßt, wird bequemer zu besteigen sein, als sein und mein altes Raubnest. Der Alte ist wirklich gefällig gegen seinen Neffen, so viel Geld für

Pflastersteine hinaus zu werfen. Adieu, grüßen Sie mir einstweilen den Herrn Gemahl." Damit ging es wieder polternd die Treppe hinab.

Constanze richtete sich auf, wie aus einem Traum: „Kennen Sie den jungen Graf Rothenfels?" fragte sie.

„Ich habe ihn einmal gesehen; ein Jüngling ist er eben nicht mehr, aber ein schöner, stolzer Mann. Das wäre so etwas für Ihre Schwester Anna gewesen, die hätte ihn mit beiden Händen hier festgehalten. Man sagt, er wolle wieder nach Neapel, obgleich sich der alte Oheim den kostspieligen Bau nur gefallen läßt, um den Neffen durch jede mögliche Gefälligkeit an das Land zu fesseln."

„Er soll eine Liaison dort haben."

„Wie Alle unsre Schweizerofficiere, aber das verhindert sie nicht, ihren Abschied zu nehmen, sich unter den Töchtern des Landes nach einer guten Parthie umzusehen und zu heirathen, falls die Auserwählte sich aus den früheren Geschichten nichts macht. Ihre Anna hätte sich daran nicht gestoßen."

„Wahrhaftig nicht, sie hat mehr gethan."

„Sind Sie noch böse mit ihr?"

„Das grade nicht, aber wir liebten uns nie sehr innig; von allen Schwestern stand sie mir ihres berechnenden Egoismus wegen immer am fernsten. Ueberhaupt ist mir nur Mathilde recht theuer, fast wie ein Kind,

Sie glauben nicht, wie leid mir die Trennung von ihr ist."

„Doch, ich kann es begreifen, Sie waren ja immer zusammen."

„Sie ist ein gutes Kind und hat mich geliebt und erheitert, so lange sie existirt. Die andern Vier sind wie der Vater kalt und theilnahmlos; mich zu unterhalten, war ihnen mehr eine Last als ein Vergnügen, aber Mathilde blieb gerne bei mir."

„Sie haben auch viel für sie gethan."

„Was war natürlicher, als daß ich mein bischen Wissen, das ich in meinen vielen einsamen Stunden eingesammelt, auf sie zu übertragen suchte. Dadurch erhielt ich mir um so länger ihre erheiternde Gegenwart. Mein Französisch reichte freilich nicht aus und nun muß sie im Welschland nachzuholen suchen, was ihr nothwendig ist, denn sie kann die Berner Gesellschaften nicht besuchen, ohne fertig französisch zu sprechen."

„Da Sie mit Anna wieder gut sind, haben Sie nicht Lust sie auch einmal in Vevey zu besuchen? Die Reise ist zwar beschwerlich, aber am Ende ließe es sich doch ausführen und wäre eine angenehme Abwechselung." Frau Emma konnte es sich nicht versagen auf Anna zurückzukommen, in deren Geschichte ihr nicht Alles klar war.

Constanze schüttelte heftig das Haupt und sagte: „Nein! mit der Reise ginge es schon und ich dürfte es von dem Vater fordern, denn er thut wenig genug mich zu zerstreuen, aber ich mag mit Anna nicht auf längere Zeit zusammenleben.“

Frau Emma ließ die Arbeit sinken und sah Constanze an: „Nein, Liebe, Sie sind wirklich zu streng, zu einseitig. Sie stellen sich in Ihrem Stillleben die Menschen anders vor, als sie in der That sind. Anna hat nicht mehr gethan, als hundert andere junge Mädchen vor ihr.“

„Dann werde ich Alle, die so handeln, gleich ihr verdammen. Darf eine Schwester der andern den Geliebten rauben? und mein Schwager selbst, ha, welch ein erbärmlicher Wicht!“

„War er denn wirklich schon mit Adelen verlobt?“

„Es war fast so gut und Adele liebte ihn, obgleich ich kaum begreife, wie es möglich war. Genug, einen ganzen Winter lang war er Adelens Cavalier und wich nicht von ihrer Seite. Anna ward zwar auch gefeiert, aber sie hatte noch keinen so entschiednen Anbeter, da Adelens Verehrer eigentlich für sie bestimmt worden war. Außerdem übertrafen sein Rang und Name den aller andern jungen Männer ihres Kreises, dies war sein größtes Verdienst. — Man sprach bereits von Adelens Ver=

lobung als von einer abgemachten Sache, der Vater scherzte nach seiner Art eben nicht fein darüber, daß die jüngere Schwester diesmal der älteren den Rang abgelaufen. Anna konnte ihren Verdruß über Adelens Auszeichnung vor ihr, kaum verhehlen. Wer es meinem trefflichen Schwager verrathen, daß Anna durch die Erbschaft von einer Pathin reicher ist, als wir Andern, weiß ich nicht; genug, er erfuhr es und ein kleinlicher, kalter, berechnender Mensch wie er ist, zog er sich von Adelen zurück und wendete sich Annen zu. Statt ihn zu empfangen, wie es ihm gebührte, nahm sie trotz Adelens Schmerz und der bittern Demüthigung für sie, seine Huldigungen freundlich an und willigte mit Stolz ein, als er sich nach nicht langer Zeit um ihre Hand bewarb. Der Papa, der ihn mit Verachtung hätte zurückweisen sollen, wollte sich die gute Parthie nicht entgehen lassen und so ward Anna des Baron Tavel Frau."

„Und Adele?"

„Adele benahm sich anfänglich musterhaft und eine Zeitlang schloß sie sich eng an mich an; ich tröstete sie, so gut ich es vermochte. Als sie aber ein Jahr darauf gleichfalls am Altare stand mit einem ihr völlig gleichgültigen Manne, da schmolz mein Mitleid wieder zusammen. Berechnung, nichts als Berechnung, wenn sie nur

Männer bekommen meine Schwestern und Freundinnen, das Uebrige kümmert sie nicht. So haben die beiden andern Schwestern auch geheirathet am Schnürchen, wie der Papa ihnen die Männer vorführte. Ob sie glücklich sind, weiß ich nicht, sie thun wenigstens so, aber Annen kann ich ihre Treulosigkeit doch nicht verzeihen."

„Halt, meine Liebe, Sie widersprechen sich. Eben verklagten Sie die Berechnung und vergessen, daß vielleicht grade Anna eine Ausnahme macht, daß sie ihren Gemahl wirklich geliebt und darum nicht widerstehen konnte, als er ihre Hand verlangte. Der Leidenschaft des Herzens muß man am Ende Alles verzeihen, denn sie regiert die Welt und was wäre die Welt ohne sie." Die böse Welt hatte vor längerer Zeit viel zu sagen gewußt von einem zarten Verhältniß Frau Emma's zu einem jungen Geistlichen der Umgegend und so war ihr diese Apologie der Leidenschaft nicht wohl zu verdenken, aber auf Constanze übte das Wort eine Zauberkraft aus. Sie erblaßte und sagte matt: „Sind Sie wirklich ein solcher Apostel der Leidenschaft, die wir ja doch nach Kräften bekämpfen sollen, als unsern schlimmsten Feind?"

„Wer es kann, mag es thun," rief die lebhafte Frau ihr entgegen und ihr Auge blitzte. „Sie wissen, ich bin ehrlich und sage Ihnen Alles offen heraus; andre Frauen denken das Nämliche und verschweigen es nur;— ohne

Liebe und Leidenschaft kein Leben! Nur Wenige sind so trefflich und weise, wie Sie, meine liebe Constanze."

„O, ich weiß, Sie denken, ich sei zu dieser Trefflichkeit gezwungen," rief Constanze mit einem Tone so voll schmerzlicher Bitterkeit, daß Frau Emma betroffen aufsah, rasch näher rückte, ihre Hand ergriff und sagte: „Verzeihen Sie mir, daß ich so in den Tag hinein redete. Sie wissen ja, ich übertreibe manchmal gern und wie Sie mir so von Ihrer Schwester erzählten, glaubte ich mir und Ihnen die Sache richtig zu erklären, wenn ich sagte, daß sie wohl jenes Gefühl beherrscht habe, das denn doch wirklich in der Welt die größte Rolle spielt. Aber thun Sie nicht nach meinen Worten, meine liebe, gute, reine Constanze, die Leidenschaft thut auch weh, sehr wehe und ich habe ihr längst entsagt, nur treibe ich noch Alles leidenschaftlich und vor allen Dingen bin ich Ihnen leidenschaftlich gut!"

Constanze hatte wieder ihre vollständige Selbstbeherrschung gewonnen; sie lächelte und sagte: „Ich weiß es, Sie nehmen es mit Ihren Worten nicht sehr genau, aber es ist doch gut, daß Ihr Mann diese leidenschaftliche Anpreisung nicht gehört hat, und trotz Ihres Lobes will ich mich davor hüten."

Bei den letzten Worten schlug Constanze, deren ganzes Wesen glühte, im Gefühl eine große Unwahrheit gesagt zu haben, die Augen nieder, und ihre vorher blei-

chen Wangen wurden purpurroth, Frau Emma aber rief: „Ach, bah, mein Mann kennt mich, er weiß wie ich denke und wie lebhaft ich bin.“

Es entstand eine kleine Pause und Beide waren froh, als Frau Emma's Wagen gemeldet wurde. Mit vielen Küssen und den herzlichsten Worten nahm sie Abschied von Constanze, bedauerte sie nochmals auf's wärmste wegen des einsamen Winters, der ihr bevorstehe, währrend sie selbst in jedem Fall einen recht bewegten verleben würde, versprach bald wieder zu kommen und entfernte sich dann in Aenni's Begleitung.

Als sie weit genug entfernt waren, sank Constanze von dem Sessel auf den Schemel zu ihren Füßen, legte das Haupt auf die Steinbrüstung und brach unaufhaltsam in heiße Thränen aus. Graue Wolken hatten sich um die Berge gethürmt, und dunkle Schatten lagen über dem Thal, aus dem es plötzlich frostig heraufwehte. Ja, der lange, düstre Winter war da und Constanze allein, ganz allein, mit dem unerquicklichen Vater. Eine unendliche Sehnsucht nach der Schwester, die sonst wie ein Sonnenstrahl ihr die düstern Tage erheitert, ergriff ihr Herz; sie meinte, alles was sie in der letzten Zeit aufgeregt und erschüttert, alles Sehnen und Wünschen müsse befriedigt sein, wenn sie wieder bei ihr wäre und sie seufzte in das Thal hinaus: „Mathilde, o Mathilde, komme zu mir!“

So fand sie Aenni. „Komm herein, Constanze,“ sagte diese sanft, „es wird zu kühl draußen. Ich bin froh, daß die Frau fort ist, die Dich schon so oft weinen machte, mit ihrem Mundwerk.“

V.

Frau Emma erwies sich als richtige Wetterprophetin. Schon am folgenden Morgen bedeckte ein dichter Nebel das Thal; die Leute beeilten sich hereinzubringen, was noch von Früchten an den Bäumen hing und die Kühe in die Ställe zu treiben. Bald folgte der lauten Geschäftigkeit eine um so bemerkbarere Stille. Wenn der Nebelschleier auf Stunden zerriß, so zeigten sich an den Bergen immer neue und größere Schneeflächen und im Thale machte er nur tobenden Stürmen und endlosem Regen Platz. Constanzens freundliche Altane stand öde und vereinsamt; das Zelt und die Blumentöpfe waren weggenommen und der Boden bedeckte sich mit herabfallenden Blättern. Drinnen in ihrem halbrunden Thurmzimmer, dessen drei Fenster nach jeder Seite hin eine andre Aussicht erschlossen, war es zwar auch behaglich und schön, aber es fehlten Luft und Sonne und der Bewohnerin zumeist, inneres Licht und innere Freude. Der riesige Kachelofen, ein seltenes Meisterstück mittel-

alterlicher Töpferkunst, denn auf jedem einzelnen Plättchen war eine Scene aus dem alten Testament mit dem entsprechenden Texte in Farben eingebrannt, bemühte sich zwar von innen und außen Wärme und Erhebung zu spenden, aber vergebens; sie lag fast den ganzen Tag fröstelnd, ermattet und niedergeschlagen auf dem Sopha ausgestreckt, unlustig zu Allem, womit sie sich sonst beschäftigte. Die Unterhaltung und Aufregung, welche ihr der kleine Roman mit dem Maler gewährt, ließen sie *ihre jetzige* Einsamkeit doppelt schwer empfinden. Aenni erschöpfte sich in liebevoller Aufmerksamkeit und erzwang selbst die größte Munterkeit Constanzen zu erheitern, aber es gelang ihr nicht. Das einzige Thema, durch welches sie sich aus ihren Träumereien aufwecken ließ, war das Reden und Grübeln über die Frage, weßhalb der Papa sie habe malen lassen und was aus dem Bilde geworden. Seit jenem Nachmittage hatte es Constanze nicht wieder gesehen; weshalb, wenn er es zu seinem Vergnügen malen ließ, wurde es nicht aufgehängt, nicht Besuchern gezeigt? Es war und blieb dies ein Räthsel.

Auch der gestrenge Herr Vogt zeigte sich dieses Jahr nicht so unempfindlich gegen den Winter als sonst. Er schalt und tobte noch mehr im Schlosse herum als sonst, und wenn Gerichtstag war, duckten die Bauern scheu vor ihm zurück. — Eine traurigere Zeit als den lei-

digen November, den man den Hadermonat nennen sollte, gibt es freilich auch nicht im ganzen Jahre. Niemals ist der Mensch reizbarer, empfindlicher und mit allen seinen schlimmen Seiten mehr herausgekehrt als unter dessen Regiment.

„Ei Constanze, Du sprichst ja bald kein Wort mehr, Du wirst eine langweilige, alte Jungfer," sagte eines Tages der Papa zu seiner Tochter, ärgerlich über seine eigne Langweiligkeit. „Sie sind sehr artig, lieber Papa," antwortete Constanze in gereiztem Ton.

„Nicht wahr, mit dem Maler, dem Windbeutel, da konntest Du schwatzen; ich hab's oft gehört, wenn ich die Treppe herauf stieg, aber für Deinen alten Vater hast Du kein Wort." „Was soll ich sprechen, Papa, ich bin ja so allein, so verlassen hier, hätten Sie wenigstens Mathilde wieder kommen lassen." Dabei brach Constanze in Thränen aus. Dem Papa war dies Schauspiel neu und daher um so fataler; er sagte grob: „Ewig mit Deiner Mathilde! nun, Gottlob, bald seid Ihr Alle unter der Haube, dann kannst Du mit Deiner Mathilde hinziehen wohin Du willst. Da drüben ist Platz genug für Euch Beide. Er stand am Fenster und deutete bei diesen Worten hinunter nach dem Thunersee. Constanze und Aenni, die auch zugegen war, sahen einander fragend an und Erstere sagte: „Was meinen Sie damit, Papa?"

„Geht Dich bis jetzt noch gar nichts an, wirst es schon erfahren, sobald es Zeit ist. Aber Aenni," fuhr er gegen diese gewendet fort, „sorge dafür, daß wir auf den andern Tag ein vernünftiges z'Morgen haben. Wenn das Wetter nicht zu schlecht ist, kommt Besuch, der alte Graf Rothenfels hat sich anmelden lassen."

„Aenni, führe mich hinüber in mein Zimmer," sagte Constanze, nachdem er geendet.

„Nun, gehst Du schon wieder fort?"

„Ich bin müde, Papa."

„Von was? na, meinetwegen! das fehlt noch, daß Du launisch wirst, man hat so schon Plage genug."

Constanze war an dergleichen lieblose Worte gewöhnt, aber heute ärgerte sie sich mehr als gewöhnlich darüber. Statt aller Antwort richtete sie nur einen stolzen, fast feindseligen Blick auf den Vater und verließ dann auf Aenni gestützt das Zimmer, aber während sie den Korridor durchschritten, murmelte sie erregt: „Der alte Rothenfels kommt hierher, das thut er nicht umsonst, und ich soll im nächsten Winter unten am See wohnen? Wem gilt das, Mathilden oder mir? Ha, will man mich etwa einem Wüstling in die Arme werfen, weil ich keine „großen Ansprüche" machen kann?"

Bei den letzten Worten brach sie in ein bittres Lachen aus, das sich bald wieder in schmerzliche Thränen auflöste.

Der andre Morgen kam und mit ihm der erwartete Besuch; der Vogt war wieder ganz aufgeräumt und eilte ihm mit freudiger Hast bis hinunter an das Thor entgegen. Trotz seiner gewöhnlichen Ungeduld geleitete er den alten Grafen mit eigner Hand die hohe Treppe hinauf, was lange dauerte, da diesen ein heftiger Husten jeden Augenblick zum Stillestehen zwang. Nachdem ihn aber Herr von May endlich bis in sein Zimmer gebracht und in einen Lehnstuhl niedergelassen hatte, schlug er ihm derb auf die Schulter und rief: „Nun, Alter, das ist Dir sauer geworden; da wäre ich doch gescheiter hinüber gekommen zu Dir, es hätte mich nicht viertels so angestrengt.“ Der Andre winkte statt der Antwort nur abwehrend mit der Hand, bis er sich zum Sprechen ermannen konnte. „Nein, nein,“ brachte er endlich hervor, „es wird schon gleich besser werden, die verwünschte Treppe hat mir's angethan; willst Du denn ewig auf diesem Felsenneſt sitzen bleiben?“

„Jetzt erst recht,“ sagte der Vogt und schlug mit der Faust auf den Tisch, „jetzt erst recht, gerade weil sie es uns wieder streitig machen wollen. Ich bin Vogt und bleibe Vogt, was auch die verfluchten Schwarzen in Burgdorf und Bern von veralteten Einrichtungen, Zwingburgen und dergleichen plappern mögen.“

„Nun, nun,“ antwortete der Graf, ein dünnes Männchen, das frappanteste Gegentheil zu dem vier-

schrötigen Vogt, aber mit fast noch listigeren, verschmitzteren Augen; „nun, der Napoleon hat seiner Zeit auch einmal mit Euch Vögten kurzen Proceß gemacht. Ohne die Restauration und die Bourbonen müßten's jetzt die Kinder aus den Schulbüchern lernen, was Berner Vögte gewesen, während es nun die Väter wieder deutlich genug an sich selbst erfahren, ei, per sè!“ Dabei lachte er so höhnisch, daß die Anzüglichkeit noch deutlicher wurde.

Der Vogt stemmte beide Arme in die Seite, trat *bis dicht* vor den Grafen hin und schrie ihn an: „Was, Cerry, bist Du verrückt? Redest den Schreiern und Krawallern das Wort? Dann hättest Du nur meiner hohen Treppe darunten bleiben können, wenn Du dafür gekommen bist.“

Der Graf hielt sich die Ohren zu, dann sagte er gelassen: „Lasse jetzt einmal Deine gewöhnlichen Höflichkeiten unterwegs, Rudi; daß der Plebs Plebs bleiben muß und wir Herren, die Herren versteht sich ganz von selbst. Aber ich darf mich doch freuen, daß ich ein Graf bin und nicht wie das arme Bauernvolk unter Deiner Zuchtruthe stehe, mein gestrenger Herr Vogt.“ Dabei lachte er wieder höhnisch. Der Vogt stampfte zornig mit dem Fuße, ging an's Fenster und trommelte an den Scheiben, während der Andre gemächlich eine Prise nahm. Nach einer Weile versetzte der Vogt unwirsch:

„Drüben in Frankreich rumort's wieder gewaltig; wenn der Polignac nicht durchsetzt, was er will und das Volk fort und fort nach seiner Charte schreit, vielleicht gar die Bourbonen noch einmal fortjagt, dann geht es auch bei uns drunter und drüber. Unsre Liberalen warten nur auf ein günstiges Zeichen zum Losschlagen; wenn sie es aber thun, dann wackelt und fällt noch mehr als die Vögte; dann mögen sich die Herrn Patricier unten in der Stadt nur auch vorsehen, wenn sie das Regiment in der Hand behalten wollen. D'rum wär's besser, per sè, die Herren beredeten sich in Zeiten miteinander, was zu thun ist, statt daß sie schlechte Witze machen.

Graf Rothenfels lehnte sich in seinen Stuhl zurück, legte ein Bein über das Andre und sagte dann sehr ruhig: „Wäre ich denn sonst Deine verfluchte Treppe herauf gekrochen, wenn ich das nicht wollte? Schäme Dich, daß Du noch immer so ein bissiger, hitziger Geselle bist, Rudi, trotz Deiner fünf und sechzig Jahre. Man wird Dich doch noch einmal quertreiben dürfen. Im Uebrigen hast Du Recht: wenn wir Herren nicht zusammenstehen wie ein Mann, wenn wir uns nicht verstärken, wo wir nur können, mag uns leicht der nächste Windstoß über den Haufen werfen. Es muß gehandelt werden, wir müssen uns vereinigen und dann die Initiative ergreifen, dem Volke ein Paar Brocken hinwerfen, bis es wieder beruhigt ist.“

„Meine Landbevölkerung will ich schon im Zaume halten, sorgt Ihr nur für die Stadt und vergeßt nicht, daß die Vögte es sind, welche die Bauern und die Landstädte niederhalten; werden die einmal aufsässig, dann ist es in Bern mit Eurer Herrlichkeit auch bald vorbei.“

„Wir wissen es,“ entgegnete der Graf bedächtig, „aber vorläufig hat mich noch etwas Anderes hergeführt, wie Du Dir wohl denken kannst.“

Der Vogt nickte beifällig; sein Gesicht klärte sich wieder auf, er rückte einen Sessel in die Nähe seines Freundes und warf sich so energisch hinein, daß er laut krachte. „Ja,“ sagte der Graf, und zog sich wie eine Schnecke ganz in sich zusammen, „Du bist Vogt und sollst Vogt bleiben, denn in die Stadt passest Du doch nicht mehr.“

„Bah,“ schrie der Vogt, „lass' das jetzt; freilich bin ich ein Bauer und kein Mensch kann mir vorschreiben, etwas Anderes sein zu wollen. Daß wir zusammen Bauern sind, der Herr wie der Knecht, darin beruht doch am Ende unsre Macht. Was liegt mir an Euren höfischen Manieren, Ihr Herrn Bern-Burger!“

„Ich wollte Dir nur bemerken, daß mein Neffe Graf Walter, Kapitain seiner Majestät des Königs beider Sicilien, einigermaßen an höfische Manieren gewöhnt wurde, an dem Hofe zu Neapel.“

„Na, ich kann auch fein sein. Wenn er kommt, zieh'

ich Manschetten an, wie in Bern wenn Ball im „Distel-zwang“ ist.“

„Nun, so höre doch endlich; wie schon gesagt, der Adel des Kantons muß sich und seine Macht verstärken, so viel er nur vermag, und darum ist es mir eine wahre Herzenssache, den Neffen, den nächsten Erben aller meiner Güter wieder dauernd an die Heimath zu fesseln.“

„Und dazu soll ich helfen mit meiner schönen Tochter,“ sagte der Vogt und blinzelte den Andern pfiffig an.

„Deine schöne Tochter kann sich in jeder Hinsicht dazu gratuliren. Einen solchen Eidam hast Du noch nicht und bekommst Du auch nicht so leicht, Rudi, das merke Dir wohl.“

„Ei, brauchst ja nicht zu mir zu kommen, es gibt heirathslustige Mädchen genug um den See herum. Aber ich will es Dir sagen, Cerry, warum Du auf mein Raubnest kommst, weil meine Mädchen bekannt als die schönsten sind, landaus, landein, und keine andre Deinen Phönix fangen würde. So sind wir doch wohl quitt.“

„Lass' jetzt Dein ewiges Gezänke,“ sagte der Graf ärgerlich, „meinetwegen mag es so sein. Aber ich habe noch einen Grund eine Verbindung meines Neffen hier im Lande zu wünschen. Du weißt, ich habe keinen näheren Erben als ihn; mein Schloß am See mit den weitläufigen Besitzungen, das prächtige Chalet im Ober-

land mit den reichen Matten und zahllosen Kühen wird einst sein und soll es auch mit meinem Willen werden, aber es ist mir ein unerträglicher Gedanke, daß dies Alles durch ihn an unebenbürtige Nachkommen fallen könne, da zerstückle ich lieber das Ganze für die entferntern Verwandten mit eigener Hand."

„Ah," sagte der Vogt und streckte sich weit in den Sessel aus, „also hat das Gerücht doch nicht Unrecht, welches ihm drüben in Neapel eine schöne Sicilianerin mit Nachkommenschaft zuspricht?"

„Was willst Du!" antwortete der Graf achselzuckend, „das ist die Geschichte fast aller unsrer Officiere, die in fremden Diensten stehen. Heirathen können die Wenigsten, denn wären sie reich genug dazu, blieben sie gemächlich daheim. Es hat mich schon genug gereut, daß ich den Walter fortließ; aber damals hoffte ich noch auf einen eignen Sohn. Genug, Walter erwarb sich durch seine schöne Gestalt und seine Gewandheit schnell die Gunst der Generale und des Königs. Er avancirte rasch, alle Herzen flogen dem schönen Schweizer entgegen. Manche vornehme Neapolitanerin hätte meine Nichte werden können, wenn er sich binden möchte, aber davor graut ihm leider. Er ist kein Leichtvogel, sondern ein ernster Mann; doch vor Allem, was er nicht wieder nach Wunsch auflösen kann, entsetzt er sich."

„Wird ein schöner Ehemann werden!"

„Er dächte gar nicht daran, Einer zu werden, wenn es sich Anders verhielte. Aber nun hat ihn das Schicksal zwischen zwei Feuer gestellt und in Eines muß er sich stürzen. Wie schon gesagt, da unten in Italien haben fast alle unsre Officiere ihre Frauen zur linken Hand, die, dem Volke angehörend zugleich ihren Haushalt besorgen. Natürlich erwächst daraus fortwährend eine kleine schweizerisch-italienische Colonie, welche dem König anfängt lästig zu werden.

Weniger wegen der Moralität seiner Officiere, als um diese Kinder zu versorgen, welche, wenn die Dienstzeit der Väter vorüber ist, in der Regel mit den Müttern in Italien zurückbleiben, wird er ein Gesetz erlassen, das jedem Officier gebietet seine Geliebte zu heirathen, sobald sie ihm ein Kind geschenkt. Stelle Dir vor, Rudi, wenn so etwas geschähe, wenn ich all mein Gut diesem kleinen, schwarzköpfigen Sicilianer, der meinen Walter Vater nennt, hinterlassen müßte, es wäre zum Verzweifeln!"

„Und dieses Unglück soll meine schöne Tochter verhüten helfen," sagte der Vogt trocken.

„Wenn sie es vermag, wenn sie Beppa aus seinem Herzen verdrängen kann, denn ich weiß, er hängt an ihr und mehr noch an dem Kinde, aber er mag sich keine Familie auf ewig aufoctroiren lassen."

Der Vogt pfiff laut vor sich hin, wie er immer

that, wenn er sich etwas überlegte, dann murmelte er in den Bart: „solchen Geschichten gegenüber ist die Constanze ganz genug, da hinkt auch etwas."

Der Graf fuhr fort, nachdem er geschnupft und gehustet: „Als Walter von dieser Verordnung, die jeden Augenblick erscheinen kann und wahrscheinlich jetzt schon erschienen ist, hörte, empörte sich augenblicklich seine eigenmächtige Natur; er will sich nicht zu etwas zwingen lassen, was er vielleicht mit der Zeit freiwillig gethan. Schon lange hatte ich ihn gedrängt zu mir zu kommen, aber er reißt sich schwer aus liebgewordenen Verhältnissen los. Es ist ein sonderbarer Kauz; wer ihn gerade hat, hat ihn ganz; an die Fernen und Zurückgebliebenen denkt er dann kaum mehr. Es bedurfte also jenes Zwischenfalles, um ihn endlich dazu zu bewegen, sich einen Urlaub auszuwirken und zu kommen — mit meinem Willen darf er auch nicht wieder fort. Ich gebe jeder seiner Liebhabereien nach, jedem seiner Wünsche, ihn zu fesseln. Er soll den Dienst quittiren und bei uns bleiben; wer weiß wie lang ich noch lebe, dann ist ja Alles sein. Ach, was kostet mich die italienische Villa für schweres Geld; aber in Gottesnamen, wenn ich ihn nur halte!" dabei stieß der Graf einen tiefen Seufzer aus, welcher bewies, wie schwer ihm das Opfer ward. Da der Vogt schwieg, fuhr er fort: „Walter wird eine mächtige Stütze unsrer Aristokratie werden, wenn

er nur erst wieder ganz mit unsern Interessen verbunden ist, die dann auch die seinigen sind. Er ist stolz und wird auf seinem Recht beharren, wie ein ächter Edelmann. Aber leider, leider seit es Winter geworden, seit der Bau eingestellt werden mußte, der ihm viele Freude macht und in dem er seine gesammelten Kunstschätze aufstellen will, fängt er an sich zu langweilen, friert und sehnt sich zurück nach seinem sonnigen Italien, nach den dortigen Gewohnheiten und mitunter auch nach dem Kinde. Beppa erwähnt er nur selten gegen mich. Nur eine andre Liebe kann ihn genügend zerstreuen und ihn unsern kalten Winter vergessen machen."

„Und dazu braucht man meine schöne Tochter! nun, Alter, wer steckt da tiefer im Pech, Du oder ich? Wenn ich nun ein heiklicher Vater bin und die Nebenbuhlerschaft der geliebten Beppa nicht gestatte?"

„Ich sage Dir ja, daß sie rein vergessen ist, sobald Walter sich in einem neuen Verhältniß befriedigt fühlt. Schwatze nicht lange und mache, daß die kleine Mathilde zurück kommt, damit die Sache sich arrangirt."

„Ho, ho, Du sprichst wie Du's verstehst. Die kleine Mathilde muß erst in Vevey ordentlich ihr Französisch lernen, damit sie sich in den Berner Gesellschaften nicht blamirt; den Herren Patriciern ist ja unsre ehrliche Schweizer Sprache lange nicht fein genug. Vor Neujahr kommt sie nicht zurück."

„Nun, dann wird aus der Sache nichts, so lange halte ich den Jungen nicht hin. Er spricht jeden Tag vom Abreisen, und ohne Noth habe ich mich wahrhaftig bei meinem Zustand nicht aufgemacht. Er verspricht zwar im Frühjahr wieder zu kommen, aber darauf ist kein Verlaß, wenn er sich dort wieder wohl fühlt!"

„Wenn ich aber nun doch einen Köder hätte, um ihn bis dahin festzuhalten?" Damit stand der Vogt auf, ging an seinen Schreibtisch, nahm ein kleines Päckchen heraus, setzte sich wieder und begann vorsichtig die Papiere abzuwickeln, die es umhüllten. Als er das Letzte weggenommen, hob er den Gegenstand an einem goldnen Ring empor und hielt ihn dem Grafen triumphirend entgegen. Dieser hatte gespannt und neugierig zugesehen, jetzt tönte von seinen Lippen ein lautes „Ah!" der Bewunderung und er streckte die Hand aus, Constanzens Bild zu nehmen und es mit steigendem Entzücken zu betrachten. „Allerliebst, wunderschön! wie reizend das Mädchen geworden ist, man könnte sich selbst gleich noch einmal verlieben," sagte er endlich; „ich begreife, Du hast Mathilden malen lassen und das Bild soll einstweilen Walter begierig machen, das Original kennen zu lernen. Bis sie aber kommt, ist es tief im Winter, alle Alpenpässe sind verschneit, er muß mindestens bis zum Frühjahr bleiben und bis dahin haben wir hoffentlich unser Spiel gewonnen. Wahrhaftig,

Rudi, Du bist ein Kapitalskerl, Du dienst mir besser, als Du selber weißt."

Der Vogt schlug ein rohes Gelächter auf: „Und trotzdem bin ich immer noch klüger als Du glaubst. Wo denkst Du denn, daß das Bild gemalt ist?"

„Nun, wo sonst als in Vevey, oder wo Mathilde sich gerade aufhält."

„Fehlgeschossen, per sè! Meinst Du die wälschen Tölpel könnten so ein Portrait malen? Die bringen höchstens Landschaften fertig. Das Bild hat kein Geringerer gemacht, als unser Freudenberg."

„Dacht' ich's doch, dacht ich's doch," sagte der Graf, „ganz seine Manier." Dabei betrachtete er das Bild bald von dieser, bald von jener Seite, er konnte sich gar nicht davon trennen. „Also war Mathilde inzwischen doch einmal hier, denn nach Vevey hast Du doch den Maler auf Deine Kosten nicht geschickt, Rudi, dazu bist Du viel zu sparsam."

Der Vogt rieb sich die Hände und lachte überlaut. „Du bist mir auch der rechte Rathsherr, Cerry; siehst Du, von mir kannst Du immer noch etwas lernen. Die Mathilde habe ich gar nicht malen lassen, der Maler hat sie nie gesehen und doch ist da ihr Bild; bin ich nicht ein Hexenmeister, ha, ha, ha?"

„Du hast doch nicht gar" —

„Ei, per sè, merkst Du endlich etwas? Die Constanze

habe ich malen lassen. Beide Mädchen sehen sich im Gesicht zum Verwechseln ähnlich, besonders seit Mathilde stärker und kräftiger geworden. Außerdem zählte ich auch auf die Galanterie des Malers, von dem ich im Voraus wissen konnte, daß er das Mädchen eher jünger als älter malen würde. Genug, die Sache ist ganz nach Wunsch ausgefallen. Wir haben für den Walter ein prächtiges Bild und es hat mich nicht mehr gekostet, als wenn es in Bern gemacht wäre.“ Bei diesen Worten klopfte sich der Vogt mit dem Ausdruck großer Befriedigung auf die Tasche.

„So weiß also Constanze von unserm Plan? Es war doch gegen die Abrede; wenn Walter das geringste von einer Absicht merkt, sträubt er sich augenblicklich dagegen.“

„Behüte Gott, wer wird Weibern so etwas auf die Nase hängen! Ich stellte ihr den Maler vor und sagte: der wird Dein Portrait machen und damit Punctum. Sie that es natürlich ohne Widerrede, denn ich bin Herr im Hause und außerdem machte ihr die Sache Spaß, um so mehr, als sich der Maler ein wenig in sie vergaffte. Ich ließ die Sache so gehen; dem armen Ding wird auch oft die Zeit lang, man muß ihr zuweilen ein kleines Vergnügen gönnen.“

„Sie ist sehr zu beklagen; ein so liebenswürdiges und gescheites Mädchen würde jeden Mann glücklich

machen, wenn sie nur nicht so gebrechlich wäre. Die hätte für Walter noch besser gepaßt, als Mathilde; sie ist so viel reifer und verständiger."

„Ja, wenn sie das nicht wäre, säße sie aber jetzt schon längst nicht mehr hier und wartete auf Deinen Monsieur Walter. Aber schicke ihn nur immer einmal herüber; einstweilen mag ihn Constanze ein wenig unterhalten und zerstreuen."

„Das wollte ich eben sagen. Das Bild werde ich mit Deiner Erlaubniß zu mir nehmen, es Walter wie zufällig zeigen und ihm, wenn es Eindruck macht, sagen, eine nähere, verwandtschaftliche Verbindung mit Dir, meinem nächsten und ältesten Freunde, würde mich sehr glücklich machen. Mehr darf ich für den Anfang nicht wagen. Dann fordre ich ihn einige Tage später dazu auf, Dich zu besuchen, und hoffe, daß er es endlich thut."

„Ich habe ihn mit Recht schon längst erwartet."

„Ja, das ist's eben; wenn Du mit Deinem Schloß zu ihm kämest, dann wäre es ihm schon recht, aber Freunde von selbst aufzusuchen, dazu ist er meist zu bequem."

„Ein rechter Egoist."

„Wie Du und ich, nur in einer andern Schattirung. Aber ich bin gewiß, wenn er erst hier ist bei Euch, gefällt es ihm. Constanzens Liebenswürdigkeit wird ihn

fesseln und ihn gleiches von der Schwester hoffen lassen." Während des letzten Gesprächs hatte der Graf das Bild wieder sorgfältig eingewickelt, steckte es in seine Brusttasche und erhob sich dann: „Ich muß Dir sagen, Rudi, ich bin hungrig, wenn wir bald diniren, soll mich's freuen."

„In's Teufels Namen, so sage doch, z'Morgen essen! wir sind ja keine Franzosen."

„Ich sage, wie ich will und ehe wir zu Tische gehen, will ich doch Jungfer Constanze in ihrem Zimmer begrüßen."

„Meinetwegen," sagte der Vogt, „ich komme Dir gleich nach, will nur noch befehlen, daß man einstweilen anrichtet."

Der Graf ging und der Vogt blieb in der Mitte des Zimmers ein Weilchen überlegend stehen; dann warf er stolz den Kopf zurück, schlug die Arme ineinander und rief: „Schick' nur Deinen Walter herüber, Cerry, schick' ihn nur, Jakob hat auch um die Rahel gefreit und zuerst die Lea bekommen. Probiren geht über Studiren! Die Constanze ist gelehrt, spricht und singt wie ein Engel; wer kann's wissen, ob sie dem Grafen nicht gut genug gefällt, ehe er die Mathilde gesehen und dann bekommt er von uns Beiden ganz gewiß keinen Korb. Will er nicht, je nun," fuhr er fort und zuckte die Achseln, „dann ist's für die Mathilde immer

noch eine sehr annehmbare Parthie trotz der Sicilianerin.“ Damit folgte er seinem Gaste, unbekümmert darum, ob er mit seinen egoistischen Plänen das Lebensglück seines armen, unglücklichen Kindes auf das Spiel setzte, oder nicht. —

VI.

Etwa acht Tage nach diesem Besuch ward es wieder lebendig am Schloßthor zu Wimmis. Das Thal war jetzt fußhoch mit glänzendem Schnee bedeckt und nachdem man Wochenlang den Anblick der Sonne entbehrt hatte, strahlte sie heute einmal wieder von einem blauen, wolkenlosen Himmel herab. Wohlthätig unterbrach jetzt das düstre Grün der Tannen die endlose Schnee- und Eisfläche und ohne sie würde dem Auge des flimmernden Glanzes fast zu viel geworden sein. Constanze, erquickt durch den Sonnenstrahl, blickte heitrer als seit lange hinaus in die Ferne und es durchbebte sie ein freudiges Gefühl, als sie gegen die Mittagszeit die große Thorglocke ertönen und gleich darauf des Vaters laute Stimme hörte, wie er Jakob befahl, hinunter zu gehen, das Pferd des Herrn in den Stall zu führen und dann selbst die Treppe hinabeilte den ankommenden Gast zu empfangen. Von ihrem Thurmfenster aus sah sie eine große, gebietende Gestalt sich vom Pferde schwingen, den

Vater mit militärischem Anstand begrüßen und hörte dann den Fremden gemessenen Schrittes heraufsteigen, die ungeduldige Lebendigkeit des Vogts, der immer drei Stufen auf einmal nahm, regelnd und hemmend. Zwei Minuten später ward sie in den Salon entboten, den sie von Aenni unterstützt, hochaufgerichtet und so festen Schrittes als möglich betrat, denn sie hatte längst errathen, daß der Gast kein Andrer sei, als der Neffe des Grafen Rothenfels, und war fest entschlossen, demselben keinerlei Rechte über sich einzuräumen, als sie selber zu gestatten willens war. Aber machtlos, wie das luftige Eisgebilde an ihrem Fenster vor dem Strahl der Sonne, schmolz ihr Stolz dahin, und sank ihr Blick zu Boden als bei ihrem Eintreten der schöne, gewandte Mann ihr rasch entgegeneilte, ihre freie Hand ergriff, sie unter seinen Arm zog und sie fest und sicher, Aenni's Mühe zu nichte machend, an einen bequemen Ruheplatz geleitete. Dann blieb er vor Constanze stehen, verneigte sich tief und bat den Vogt ihn der Tochter des Hauses vorzustellen. Dieser nannte wirklich den Grafen Walter von Rothenfels, und während der Graf sich noch einmal neigte, sah Constanze hocherröthend auf und begegnete seinem Blick, der mit so freundlicher Theilnahme auf sie gerichtet war, daß auch in ihr Auge ein sanfteres Licht sich stahl. Dann ließ der Graf sich neben ihr nieder, bat um Entschuldigung wenn er die Winterruhe

des Schlosses störe und zugleich um Gastfreundschaft für eine Nacht, da ihm der Schiffer, welcher ihn heute über den See gesetzt, erklärt habe, gegen Abend würde er es nicht zum zweitenmale thun.

„Schon recht," rief der Vogt, ehe Constanze antworten konnte, „bist mir ganz willkommen, Walter; bleibe nur den Winter über da, wenn Dir's gefällt, meine Constanze wird nichts dawider haben, die langweilt sich doch bei mir allein."

Dem Grafen gefiel die derbe Manier des Vogts augenscheinlich sehr schlecht; er dachte daß das Fräulein Recht habe, sich dabei zu langweilen, und sagte dann spöttisch: „Den ganzen Winter? Dies dürfte doch für die Jungfer von May zu viel werden und überdies habe ich den Plan noch nicht aufgegeben, bald wieder wärmere Luft zu athmen. Wenn der Onkel mich nicht so sehr drängte und ängstete wegen seiner Gesundheit, ich wäre schon längst wieder auf und davon nach meinem schönen, milden Italien."

Der Plan war freilich in den letzten Tagen von ihm aufgegeben worden, aber Graf Walter zog es vor, davon dem Vogt nichts merken zu lassen. Constanze fragte jetzt mit leiser Stimme: „Gefällt es Ihnen denn so schlecht in der Heimat?"

Der Graf neigte sich galant zu ihr hin und sagte: „Wenn die Schweizersonne so warm leuchtete, als die

Augen unsrer schönen Schweizerinnen, dann wollte ich schon schnell wieder hier heimisch werden; aber so friere und fröstle ich in dem weiten, steingeplätteten Schlosse des Onkels, daß es zum Erbarmen ist. Wäre meine Villa fertig, dann ginge es noch eher an."

„Ah, bah!" schrie der Vogt, „was ein guter Schweizer ist, fragt nicht nach ein bischen mehr oder weniger Sonne. Heizt Eure Kachelöfen, dann habt Ihr's auch warm und nimm Dir ein hübsches Schweizermädchen zur Frau, Walter, dann denkst Du nicht mehr an die Kälte."

Der Graf bog sich steif und kalt zurück und um seine Lippen zuckte wieder das verächtliche Lächeln ob der rohen Anspielung auf den etwaigen Zweck seines Besuchs, so daß Constanze zu Purpur erglühte und schnell sagte: Sie haben ganz Recht, Herr Graf, es ist wirklich eisig kalt zwischen unsern hohen Bergen, und hätte ich Flügel, so wäre ich auch schon längst über die Alpen nach sonnigeren Gefilden geflogen." Wieder schmolz der kalte, stolze Blick des Grafen in den milder Theilnahme und er versetzte: „Auch Sie bewohnen ein herrliches Land, Mademoiselle; lassen Sie es sich um die Flügel nicht leid thun; es war kindisch von mir, daß ich vorhin klagte; in Ihren kleineren Zimmern, werde ich von Frost gewiß nichts leiden."

Der Vogt bemerkte mit innerer Genugthuung des

Grafen galantes Benehmen gegen Constanze; er stand mit dem gewöhnlichen Zeichen derselben, einem eben so lauten, als unschicklichen Pfeifen auf und sagte: „Ich habe vor Tisch noch Einiges zu besorgen, amüsirt Euch einstweilen zusammen. Aber nach dem Essen, Walter, will ich Dich doch einmal in die Kur nehmen und Dir beweisen, daß ein Schweizer Edelmann im Augenblick mehr zu thun hat, als zu frieren wie ein Wickelkind, und darüber zu greinen."

Der Vogt ging und bald war der Graf mit Constanze in ein lebhaftes Gespräch verwickelt, das erst durch den Laut der Tischglocke unterbrochen wurde. Bei dem Gang in das Speisezimmer machte die Aufmerksamkeit des Grafen abermals Aenni's Dienste überflüssig und als das „z'Morgen" vorüber, geleitete er sie eben so vorsichtig bis an die Thüre ihres eignen Zimmers und kehrte dann zu dem alten Herrn zurück, um von ihm in's Gebet genommen und an seine Pflichten als adliger Schweizer erinnert zu werden. Aenni hatte dem Paare, als es den Gang hinabschritt, thränenden Auges nachgesehen — wie schön und einander werth hatten sie an der Tafel gesessen, wie flogen freundliche Worte und Blicke von dem Einen zum Andern und jetzt, wie wankte sie unsicher neben dem hohen, stolzen Manne dahin; jetzt war sie keine Zierde mehr für ihn, nur eine Bürde; das sahen selbst Aenni's treue, liebevolle Augen, würde

die Welt es nicht noch viel schneller bemerken und ihn tadelnd fühlen lassen? Erst als es dunkelte, trat sie in Constanzens Gemach, damit diese die Spur ihrer Thränen nicht erkenne; aber ihre Vorsicht wäre überflüssig gewesen. In den Augen und dem Herzen ihrer Gebieterin prangte ein helles Licht und sie sah Alles um sich her im rosigen Glanze. Kaum gewahrte sie, wie gut es gewesen, daß der Gast sie um Nachtherberge gebeten, denn ein wirres Schneegestöber tanzte wieder vor den Scheiben und hauchte sie trübe an. Constanze sah es nicht, sie dachte nur mit lächelndem Entzücken an die schönen verlebten Stunden. Das war der Mann, wie sie ihn sich oft in ihren Träumen ausgedacht; der stolze, ritterliche Mann, der ganz gewiß nur um Liebe gegen Liebe warb, der im Stande war sein Gefühl gegen eine ganze Welt zu beschützen, der nicht darnach fragte, ob der Geliebten ein kleiner Makel anklebte, dazu wußte er zu wohl die Vorzüge des Geistes und der Bildung zu schätzen. Er war stark genug für sie Beide und ihre körperliche Schwäche und Hülflosigkeit mußten sie ja nur um so inniger und fester an einander ketten. In den holdesten Träumen malte sich das unerfahrne Mädchen die Zukunft aus und sie lächelte nur, wenn sie sich momentan selbst daran erinnerte, daß es vorerst nichts als Träume waren.

Dem Grafen verflossen die Nachmittagsstunden we-

niger angenehm; er wußte ja schon längst, was der Vogt ihm sagte, er kannte das Richtige davon, so gut als dieser, aber es war ihm in jeder Weise bequemer und angenehmer sich dem gewohnten Zug seiner Verhältnisse zu überlassen. Wären ihm diese nicht durch das lästige Ehegesetz einigermaßen verrückt worden, er wäre längst nach Italien zurückgekehrt, oder wahrscheinlicher gar nicht gekommen. Er schwankte in seinem Innern beständig hin und her; seit er die Schweiz wieder betrat und die reichen Güter des Onkels, die sein Eigenthum werden sollten, gesehen, kämpften die Freude am Besitz und der Zug langjähriger Gewöhnung einen harten Kampf in ihm. Schon war er fast wieder zum Fortgehen entschlossen, trotz den Bitten des Oheims, als der Anblick von Constanzens reizendem Bild, in dem er das Mathildens zu sehen wähnte, ihn aufs Neue schwanken machte. Daß er heirathen müsse, wenn er in der Schweiz bliebe, war klar, war unerläßlich zur rechten Würde eines Landbesitzers erster Größe, aber die Schweizerfrauen hatten ihm bis dahin gar schlecht gefallen; er fand sie im Vergleich zu den Italienerinnen plump und unliebenswürdig. Die Aussicht eine so reizende Gattin zu finden, als das liebliche Miniaturportrait, welches der Onkel ihm brachte, verhieß, nöthigte ihm wenigstens das Versprechen ab, noch den Winter über dazubleiben. Durch Constanzens Anblick und ihr ganzes Wesen, fühlte

er sich nicht weniger angenehm überrascht; auf ihre große Aehnlichkeit mit der jüngeren Schwester, hatte ihn der Onkel bereits vorbereitet und diese Aehnlichkeit trug von vornherein dazu bei, sein Interesse für sie zu erhöhen. An den täglichen und stündlichen Umgang mit Frauen gewöhnt, hatte er diesen bei dem Onkel, wo nur eine steife, knicksende Haushälterin das Regiment führte, schmerzlich vermißt und mit wahrer Herzensfreude folgte er jetzt dem Vogt nach Constanzens Gemach, in welchem man während des Winters das Gouter einnahm, ihr am Abend den mühsamen Weg nach dem Speisesaal zu ersparen; eine Abweichung von der gewöhnlichen strengen Regel, die der Vogt bei jeder Gelegenheit als Beweis seiner Opferwilligkeit für die leidende Tochter rühmte. —

Constanze, immer nur daran gewöhnt, bedient zu werden, hatte sich noch selten bemüht mit eigner Hand Wohlbehagen um sich her zu verbreiten. Heute war es anders. Mit dem Instinct eines liebenden Weibes, bewachte sie ängstlich Aenni's Zurüstungen des Theetisches und die ganze Anordnung des Zimmers. Mit lächelnder Gefälligkeit folgte die treue Dienerin ihren Anweisungen, schob sie den Blumentisch so, daß das Licht der Lampe voll auf die grünen Blätter fiel, ließ sie die langen, dunkeln Vorhänge herabfallen und legte sie, ein unerhörtes Verbrechen, wenn der Vogt es entdeckte, zum drittenmal an diesem Tage Holz nach. Zuletzt zündete

sie ein Räucherkerzchen an, das direct aus dem Orient stammte und mit Seinesgleichen wie ein Schatz aufbewahrt wurde und rückte einen bequemen Sessel für den Grafen zwischen den Kachelofen und Constanzens Sitz. Aber als nun Aenni, nachdem Alles fertig, der Gebieterin auch noch die Guitarre reichte, in ihrem unschuldigen Sinne meinend, sie so dem Grafen in ihrem vollsten Glanz zu zeigen, winkte Constanze Aenneli lächelnd zurück, indem sie bemerkte, das sei zu viel, sie wolle ja kein lebendes Bild vorstellen, wie sie es wohl zuweilen drunten in Bern bei ihren Kränzchen und Festen thäten. So überhörten Beide das Nahen der Kommenden und was Constanze mit richtigem Gefühl vermeiden wollte, verwirklichte sich dadurch um so vollständiger. Die zwei Frauen, in der kleidsamen Tracht, Constanze etwas vorgebogen, das Auge emporgeschlagen und freundlich mit der Hand das Instrument zurückweisend, welches Aenni vor ihr stehend, ihr eben um den Hals schlingen wollte, bildeten ein so schönes, natürliches Bild, daß der Graf einen Moment betroffen und bewundernd stehen blieb und dafür von dem Vogt der sich nie durch künstlerische Empfänglichkeit ausgezeichnet hatte, ziemlich unsanft zur Thüre hereingeschoben wurde.

„Nur immer vorwärts,“ rief er, und als bei seinen Worten sich wie im Nu die Gruppe auflöste, fuhr er fort: „Heda, spielt Ihr Komödie, Jungfer Constanze,

und Mamsell Aenni? Thut nur gleich das Ding da fort, ich kann den Sing-Sang nicht ausstehen, und macht, daß wir Thee kriegen. Die Zunge ist mir ganz trocken vom Schwatzen, per sè!“

Der Graf murmelte: „Das glaube ich gern,“ und dann sich zu Constanzen wendend, sagte er laut: „Welch schönes, liebliches Bild zerstörte unser Eintreten! Seit heute begreife ich wieder vollkommen die Schönheit unsrer Berner Trachten und die noch größere unsrer Frauen. Wahrhaftig, die Heimat erscheint mir mit einemmale in einem poetischeren Lichte als seit lange.“

„Nein, nein, Herr Graf,“ klang heiter Constanzens Gegenrede, indem sie mit den schweren silbernen Ketten an ihrem Mieder spielte, „es ist nur, weil Sie so lange im Lande der Kunst und Poesie lebten, daß Ihnen zwei einfache Bauernmädchen, wie meine Aenni und ich poetisch erscheinen. Der Papa hat uns ja nur für Komödianten angesehen — aber, wollen Sie nicht niedersitzen?“

Damit lud sie den Grafen ein, neben ihr Platz zu nehmen.

Der Papa aber ging wie ein wüthender Eber im Zimmer umher, während Constanze sich mit dem Theegeräthe zu schaffen machte. Der Graf empfand mit innigem Wohlbehagen den Reiz des traulichen, angenehm durchwärmten und duftenden Gemaches, aber den Vogt

ärgerte Beides über die Maßen. „Was hast Du gemacht?“ schrie er Aenni an, die eben mit dem Kohlenbecken und dem siedenden Wasserkessel darauf eintrat, „hier riecht es ja wie in einem Parfumerieladen und es ist eine Hitze zum Ersticken!“ damit eilte er zum Fenster und riß es auf, ward aber dafür durch eine solche Ladung von Wind und Schnee belohnt, daß er es schnell wieder schließen mußte, was seinen Zorn nur noch vermehrte.

Zugleich war der Graf aufgesprungen: „Um Gotteswillen, was machen Sie, es ist ja köstlich hier, zum Erstenmale seit es Winter ist, fühle ich wieder die richtige, menschliche Wärme in mir!“

Walter von Rothenfels hatte augenblicklich begriffen, daß alles, was der Vogt als etwas Ungewöhnliches schalt, nur seinetwegen geschehen war. Nachdem das unglückliche Fenster wieder geschlossen, wendete er sich mit dankendem Blick zu Constanze und sagte scherzend: „Signora, selbst auf die Gefahr hin, den Zorn Ihres Herrn Papa auch auf mein Haupt zu laden, muß ich Ihnen doch aufs Wärmste für Ihre freundliche Fürsorge danken. Ich finde es ganz herrlich und behaglich hier, obgleich jeder ächte Schweizer — und der will ich ja werden, nicht wahr, Herr von May? — nicht mehr als dreizehn Grad Wärme in seinem Zimmer dulden darf.“

Der Vogt hatte sich auf einen Stuhl geworfen, fä-

chelte sich mit dem Taschentuch Kühlung zu und murmelte Flüche vor sich hin.

„Meinetwegen,“ sagte er endlich unwirsch, „bratet Euch bei lebendigem Leibe; sobald das z'Abetrinke vorbei, — eile Dich ein wenig, Constanze! — gehe ich fort in meine Stube, hier halte ich es nicht aus.“

Der Graf fand diese Drohung sehr nach seinem Geschmack und entgegnete munter: „Trotz Ihres Mißfallens finde ich die wohlthuende Wärme, die hier mein ganzes Sein durchströmt, so verführerisch, daß ich am Ende gar nicht mehr von Ihrem Schlosse weggehe und so viele Tannenbäume verbrauche, daß Sie nächstes Jahr den ganzen Schloßberg drüben müssen abholzen lassen.“ Als der Vogt keine Antwort gab, sondern nur weiter murrte, fuhr der Graf fort: „Ich kann ein wenig zaubern, ich lasse Berge von Schnee und Eis sich in das Thal stürzen, damit ich gar nicht mehr nach Hause kann, denn mein guter Onkel huldigt dem Dogma, daß ein ächter Schweizer sich die Knochen erfrieren muß, so sehr, daß bereits zwölf Grade sein Maximum sind.“

„Kannst auch ohne Schneeberge und Hexerei dableiben so lange Du magst, Walter, habe Dich ja eingeladen,“ brummte endlich der Vogt; „aber es ärgert mich nichts mehr auf der Welt, als so eine unsinnige Holzverschwendung in unserm holzarmen Lande. Doch, wie gesagt, wenn Du wie ein Katholik im Fegfeuer braten

willst und die Constanze aus Gefälligkeit mit, so mögt Ihr es thun, den Schloßberg lasse ich darum doch nicht abholzen, wir bringen es schon wo anders wieder heraus."

Constanze, die sich sonst über diese und ähnliche Dinge furchtbar ärgerte, lachte heute mit dem Grafen darüber laut auf; Letzterer ward immer muntrer, je mehr der Sturm und Schnee an die Fenster schlug, und als nach dem Thee der Vogt aus Consequenz seine Drohung wahr machte und sich wirklich zurückzog, ging für die beiden Andern das Leben erst recht an. Der Graf erzählte, Constanze sang, und als man sich um 10 Uhr trennte, geschah es in heiterster Stimmung. Constanze hatte sich noch nie im Leben so vollkommen glücklich und befriedigt gefühlt.

VII.

Es konnte fast scheinen, als könne Graf Walter wirklich zaubern, denn noch viele folgende Tage tobte das Wetter wie am ersten Abend fort und wenn es auch seiner Nachhausereise kein vollständiges Hinderniß entgegensetzte, bot es doch hinlänglichen Vorwand zu längerem Verweilen. Der Mißmuth des Grafen, daß er sich erst kürzlich von dem Onkel das vollständige Versprechen hatte abnöthigen lassen, den Winter in der Heimath zuzubringen, fing an sich zu legen. Die Zeit mußte herumgebracht werden, und jedenfalls war es angenehmer dies in Gesellschaft eines schönen, liebenswürdigen und für jene Zeit gebildeten Mädchens zu thun, als in der des alten hustenden und grämlichen Onkels. Selbst der Vogt erschien Walter auf die Dauer nicht mehr als eine so unangenehme Zugabe, wie anfänglich. Seiner Derbheit lag eine naturwüchsige Frische zu Grunde, der man nur die humoristische Seite abzugewinnen brauchte, um sie erträglich und sogar mitunter unterhaltend zu finden.

Constanze, die bis jetzt, wie die meisten ihrer Landsleute, wenig Empfänglichkeit für den Humor hatte, lernte nun diese Kunst von dem Grafen und fühlte sich dabei um so leichter und freier, als sie nicht vergaß, welcher Zauberer ihr einförmiges und in mancher Beziehung ärgerliches Leben plötzlich zu einem heitren und angenehmen machte. Auch Herr von May war bis zu einem gewissen Grade wie gebändigt, und aufgeräumter und besser gelaunt als seit lange. Es schmeichelte ihm ungemein, daß der Graf sich wohl auf seinem Schlosse fühlte und außerdem paßte es ja vortrefflich zu seinen Plänen. Er versäumte keine Gelegenheit ihn wieder mehr mit dem Volke und dessen materiellen Wünschen und Bedürfnissen bekannt zu machen. — Es liegt in der Natur der republikanischen Verfassung, daß selbst die Machthaber in einer solchen, doch inniger mit den Interessen des Ganzen verflochten sind, als dies in einem absolutistischen Staate der Fall ist. Mochte der Vogt bei den Bewohnern seines Gaues noch so gefürchtet, ja gehaßt sein, doch fiel es niemandem ein, je seinen Patriotismus in Zweifel zu ziehen, und so blieb ihm immer ein neutrales Feld, auf dem die Meinungen und Sympathieen seiner Untergebenen mit den seinen übereinstimmten. Am meisten wurde er gehaßt von den Beamten und Geistlichen und der ärmeren Volksklasse. Die Opposition der Ersteren suchte er schonungslos zu brechen, die Letzteren behandelte er

mit rohem und geringschätzendem Ungestüm. Unter den reichen Bauern dagegen hatte er auch seine Parthei, die mit gleichem aristokratischem Uebermuth in ihrem kleineren Kreise zu herrschen strebte, wie ihr Vorbild, der gestrenge Herr Vogt.

Mit diesen Elementen wußte Herr von May den Grafen schlau zusammenzubringen und er weckte in ihm durch solchen unmittelbaren Verkehr mit dem Volke wieder eine regere Theilnahme für die heimathlichen Zustände, als Graf Walter früher selber in sich für möglich gehalten. Zugleich förderte er auf der andern Seite die eigne Sache, durch den stolzen und würdigen Repräsentanten des Adels, den er in diesem der Landbevölkerung vorführte. Einen ganz besondern Beistand leistete in dieser Beziehung Constanze dem Vater: wie die meisten Schweizerinnen, war sie von flammendem Patriotismus beseelt, interessirte sie sich lebhaft für Alles was ihr Vaterland betraf und war sie in der Geschichte der Schweiz vollkommen zu Hause. Daneben Aristokratin vom reinsten Wasser, zeigte sie dem Grafen in beredten Worten, wie die Stärke des Vaterlandes zunächst auf dem Uebergewicht der alten Geschlechter beruhe, daß man sich deren Vorrechte durch Fremde und Eindringlinge, die das Volk unzufrieden machten, nicht dürfe rauben lassen, daß es die Pflicht jedes Edlen sei, dafür zu kämpfen mit allen möglichen Mitteln. Die blitzenden Augen und der

rosige Mund der Sprecherin, rissen den Grafen nicht minder hin, als ihre Worte und er nannte sie scherzend eine Verkörperung ihrer schönen Heimath, der er doch wohl am Ende noch ewige Treue schwören müsse; — eine Galanterie, die der Vogt mit vielsagendem Lächeln begleitete und deren Doppelsinn auch Constanzen nicht entging.

So flogen die kurzen Wintertage dem Grafen rasch herum, ausgefüllt mit politischen Gesprächen, Lectüre, — Constanze besaß eine ziemliche Bibliothek — dem Lärm der Gerichtstage und gelegentlichen Besuchen auf den weniger entfernten Bauerngütern. Für die langen Abende brauchte ihm nicht bange zu sein; vom Zwielicht an war ihm der Zutritt in Constanzens Zimmer gestattet und er kam selten zu spät. Während des Tages letzte Strahlen langsam erloschen, sang Constanze ihm ihre schönsten Lieder und er lehnte dabei den Kopf an die kleinen, in Blei gefaßten Scheiben und sah hinaus in die öde, aber großartige Landschaft. Schwieg Constanze, dann nahte er sich wohl ihrem Sitze, legte ihre Hand wieder auf die Saiten, setzte sich auf das Tabouret zu ihren Füßen und noch zärter als vorher hauchte ihre weiche, verschleierte Stimme die süßen Töne in sein Ohr. Oft war es nur noch der leuchtende Schnee der gegenüberliegenden Berge, welcher einige Helle in dem Gemach verbreitete, wenn Aenni mit der Lampe erschien und beide aus ihren Träumen riß. Dann wurde zuerst

„gearbeitet“, wie der Graf scherzweise sagte, das heißt, Constanze las laut unter seiner Leitung einen italienischen Dichter. Sie mußten zusammen in das nämliche Buch sehen und was Wunder, daß dann manchmal ihre Locken seine Wangen streiften, die Hände sich beim Umwenden des Blattes begegneten und zuletzt Constanzens Wangen so rosig glühten, daß sie jeden Abend dem Vogt, wenn er nach einer Weile auch erschien, zum Anklagepunkt gegen Aenni wegen ihres unvernünftigen Einheizens dienen mußten, eine Schelte, welche sich die Letztere mit bewunderungswürdiger Geduld gefallen ließ. Nach dem Gouter mußte sich das Paar ein Whist mit dem Vogt gefallen lassen, welches jedoch bei seiner Ungeduld nie von langer Dauer war und außerdem noch abgekürzt wurde durch Aenni's diplomatische Manipulationen mit dem Ofen. Obgleich sich Herr von May eigentlich selbst ganz wohl und behaglich dabei fühlte, würde er es doch für eine unverantwortliche Schwäche angesehen haben, wenn er nicht jeden Abend mit einem kräftigen Fluch über die Hitze, die Karten hingeworfen und erklärt hätte, es sei hier nicht mehr auszuhalten. Da er außerdem von der besten Laune war, nahmen Constanze und Graf Walter die erkünstelte Aufwallung mit schweigender Resignation hin, und überließen ihn nicht minder resignirt in seinem Zimmer einer Unterhaltung mit Jakob über alle möglichen Neuigkeiten und Vorfallen-

heiten der Umgegend, die in einem wahren Rothwälsch geführt wurde und begleitet von ungeheuren Rauchwolken, die er aus einer großen Pfeife ausstieß.

Für Constanze und den Grafen ging dann das Leben erst recht an; dann sprachen sie bald ernsthaft, bald scherzend über Alles, was sie zunächst anging, über ihre gegenseitige Vergangenheit, ihre Lebensansichten und Erfahrungen, lauter Dinge, von denen der Vogt nichts wissen wollte. Oft auch wurde gelesen oder Schach gespielt, und dieses ernsthafte Spiel der Berechnung gestattete dann ein um so isolirteres Beisammensein, ein stundenlanges, gegenseitiges Beobachten, das trotz seines Ernstes gefährlicher werden kann, als manche frivolere Beschäftigung. Aenni saß unterdessen mit ihrem Rädchen still auf der gemauerten Ofenbank, zog den Faden und blickte glückselig auf ihre Herrin, die noch nie so schüchtern und lieblich dreingesehen, deren Stimme noch nie so hell, und deren Lachen noch nie so herzlich geklungen hatte.

Reines, glückliches Stillleben, wie solltest du dem Silberfaden gleichen, der da oben auf der Felsenspalte sich so friedlich und unschuldig ergießt, um dann drüben im Thale als wilder Strom dahinzubrausen, in seinem leidenschaftlichen Gange Alles mit sich fortreißend, was sich ihm in den Weg stellt; wie sollten diese stillen, beglückten Tage ein Gefolge der bittersten Jahre heraufbeschwören, ausgefüllt mit blinder Leidenschaft, Eifersucht, nagendem

Herzweh und zu später Reue! Nach wenig Tagen schon liebte Constanze den Grafen mit einer Gluth und Rückhaltlosigkeit, die jede ruhige Erwägung, jeden leisesten Gedanken an eine Nichterfüllung ihrer Wünsche niederschlug. Was sie jetzt erlebte, schien ihr nur das Vorspiel zu einem Glücke, in dessen sichrem Besitz sie sich schon vollständig wähnte; ihr ganzes früheres Leben lag wie ein gehaltloser Gegenstand hinter ihr, erst jetzt glaubte sie sich zum vollen Dasein erwacht. Es konnte nicht mehr werden wie früher; ihr Herz hatte endlich gefunden, was es so lange, so heiß ersehnt und eine Existenz voll Liebe, zarter Sympathie und Sorgfalt that sich für sie auf.

Und Graf Walter, war er nur ein kalter, berechnender Egoist, nur ein frevelhafter Spieler mit Frauenglück und Liebe, oder vielleicht der ideale Mann, welchen Constanze in ihm sah, der Mann, welcher jeden äußern Makel übersieht, um der inneren Vorzüge der Geliebten willen? Zu ihrem Unglück war er weder das Eine noch das Andre, sondern nur eine jener stolzen, kühlen Verstandesnaturen, die jede Huldigung, jede Neigung, die ihnen entgegenkommt, als selbstverständlich hinnehmen und gar nicht daran denken, daß man gleiches von ihnen erwarten dürfe. — Graf Rothenfels hatte richtig bemerkt, daß sein Neffe auch Egoist sei, nur in andrer Art als er selbst und der Herr von May. Graf Walter war viel zu hochmüthig, viel zu gleichgültig im innersten Herzen, um

lange zu berechnen; aber er ließ sich gehen, und übte den practischen Egoismus mit wahrer Virtuosität aus. Warum sollte er die Blume ungepflückt lassen, die sich ihm von selbst in den Weg stellte, und warum länger bei ihr verweilen als eben nothwendig war? Auch darin hatte ihn sein Onkel richtig charakterisirt: wer ihn gerade hatte, besaß ihn ganz. Sein lebendiger Geist spielte dann in allen Farben und Formen, die einen Menschen liebenswerth machen; wer konnte ahnen, daß dem innersten Kern dieser Natur jede treue Anhänglichkeit des Gemüths vollständig abging? So lange man bei ihm war, vermißte man nichts, weder Wärme, noch liebevolles Eingehen und Verstehen, noch Aufmerksamkeit und Vertrauen. Dennoch waren ihm die Menschen, denen er dies Alles schenkte, in Wahrheit nicht mehr, als die Seiten eines Romans, die man immer vorwärts, selten zurückblättert. Am gefährlichsten wurde er durch das Vertrauen, welches er fast Jedem entgegentrug, mit dem ihn der Zufall in ein intimeres Verhältniß brachte. Wenn er Constanzen alle seine Gedanken und Gefühle, seine ganze Vergangenheit auf's offenste darlegte, mußte sie nicht glauben, daß sie dem Grafen näher stehe, als sonst Jemand auf der Welt? Sie konnte nicht wissen, wie manchmal er dieselben Bekenntnisse schon Andern gemacht, und wie oft er noch im Stande war, sie auf's Neue zu machen, konnte nicht wissen, daß dieser beweg-

liche und eitle Geist von Zeit zu Zeit einer solchen Selbstbespiegelung, vielleicht auch einer solchen Selbstentschuldigung bedurfte. — Schon seit seiner Rückkehr aus Italien hatte ihn der Onkel zu einem Besuche auf dem Schlosse zu Wimmis gedrängt, aber, ein Virtuose im Vergessen, empfand er nicht die mindeste Sehnsucht, den Herrn von May, mit welchem er als Knabe und als Jüngling viel zusammen gewesen, wieder zu sehen. Nun er da war, behagte es ihm und er ließ es sich in seiner vornehmen Manier ruhig gefallen. Constanze interessirte ihn, er unterhielt sich angenehm bei ihr, und er sah in ihr keine unangenehme Familienzugabe, falls ihn wirklich in der Folge ein näheres Band mit dem Vogt verbinden würde. Welcher Art ihre Gefühle ihm gegenüber waren, focht ihn wenig an. Er war so viel geliebt worden, wo er hinkam, hatte er Lächeln und Thränen hervorgerufen; war es seine Schuld, daß ihn die Frauen unwiderstehlich fanden? Er rief ja ihre Gunst nicht durch übertriebene Huldigungen hervor, und darüber, daß grade sein natürliches und vertrauliches Entgegenkommen ihn um so gefährlicher machte, mochte er sich keine Rechenschaft geben. Wohl aber fühlte er, wie ihn Constanzens Reize und die Eigenthümlichkeit des Verhältnisses zu ihr, nach und nach mit einem Zauber umspannen, in einen Traum hineinlockten, der ihm überraschend neu und interessant war. Daß Graf Walter

sich immer noch nach Italien zurücksehnte, daß er trotz der lästigen Clausel, die sich an einen ferneren Aufenthalt in Neapel heftete, den Gedanken in die alten Verhältnisse zurückzukehren, noch nicht ganz aufgegeben hatte, war weit mehr der süße Zug angenehmer Lebensgewohnheit, als wirklicher Anhänglichkeit an Beppa und sein Kind. Erstere hatte er seit einigen Wochen ganz, Letzteres halb vergessen, seit eine neue, schöne Gegenwart ihn fesselte. Die Tage, die er auf dem Schlosse verlebte, waren gewissermaßen ein Spiegelbild seines künftigen Lebens; er konnte an ihnen erfahren, ob es ihm in der Zukunft genügen würde, an der Seite eines schönen, liebenswürdigen Weibes aus seinem Stande, beschäftigt mit heimathlichen Interessen und der Bewirthschaftung seiner Güter sein Dasein zuzubringen. Constanze und Mathilde verschmolzen ihm in eine Person und er spielte sich nach und nach in einen wachen Traum hinein, der ihn unendlich reizte und unterhielt. Wenn er gegen Abend in Constanzens Zimmer eilte, that er es mit der Empfindung, als käme er zu seinem jungen Weibe und so entstand nach und nach, ohne daß je ein Liebeswort, eine offene Erklärung gewechselt wurden, zwischen beiden eine zarte Vertraulichkeit, welche fast ganz den Reiz eines jungen Liebesglückes an sich trug. So leidenschaftlich erregt Constanze dem Maler gegenüber gewesen, so schüchtern und zurückhaltend, ja, fast demüthig be-

nahm sie sich gegen den Grafen; für Jenen war sie die hohe Göttin gewesen die sich auf einen Augenblick huldvoll herabließ, ihm ein Zeichen der Gunst zu gewähren; für Diesen nur das zagende, liebende Weib, das wie weiches Wachs in seiner Hand zerschmolz, und jede Form annahm, die er ihr zu geben beliebte.

Der Graf, entfernt von jeder Leidenschaft, war nie stürmisch, nie verlangend, aber ihr um so gefährlicher, in der Sicherheit seines Wesens, in den ungezwungenen und scheinbar harmlosen, kleinen Vertraulichkeiten und Schmeicheleien, die er sich fortwährend herausnahm. Es war so natürlich, daß er Constanzen die schwarzen Locken, die sich beim Lesen oft widerspenstig zwischen ihn und das Buch drängten, sanft hinter das Ohr strich und seine Hand dann vielleicht noch einen Augenblick auf ihrer Schulter ruhen ließ, ehe er sie zurückzog. Gar manchmal, wenn Constanze sang und er auf dem niedern Schemel saß, lehnte sein Haupt sich leicht an ihr Knie, hielt er ihre herabsinkende Hand eine Weile zwischen den Seinigen, oder streiften diese muthwillig seine Lippen, wenn sie ihm etwas reichte.

Constanze erwiederte keines dieser kleinen Liebeszeichen, aber, durchbebt von unsäglicher Wonne, duldete sie Alles mit anscheinender Ruhe. Doch nicht allein bis zum nächsten Zusammentreffen, nein, noch nach langen, bittren Jahren, nach Jahren der schwärzesten Ver-

zweiflung und des Hasses, durchrieselte es sie heiß und flossen ihre Thränen unaufhaltsam dahin, bei der bloßen Erinnerung daran. Nur das große, feuchte Auge verrieth zuweilen ihr innerstes Gefühl; aus diesem schoß manchmal ein Blick auf den Grafen, der auch ihn erbeben und ihn sich, trotz seiner kühlen Ruhe fragen machte, ob er auch recht thue, ob er in seiner schönen Freundin nicht zärtlichere Gefühle erwecke, als ihr und ihm zuträglich sei. Die kalte Betrachtung — „wie sollte das lahme Mädchen dazu kommen, sich in Gefühlen und Gedanken gehen zu lassen, die ja doch nie eine Erfüllung finden können," — schlug jedes Bedenken wieder schnell darnieder, und lächelnd fügte er dann wohl hinzu: „und ist ihr nicht auch eine Minute des Glückes zu gönnen? wenn sie nun auch einst an diese Wochen, als an den Glanzpunkt ihres armen Lebens zurückdenkt, so ist dies ja eine Freude für sie? Wenn Mathilde so anmuthig ist, als Constanze klug und gescheit, dann fahre wohl Italien, dann fahre wohl Beppa, dann kann ich mich schon ohne großes Opfer dazu entschließen, wieder ein Schweizer zu werden!"

Eines Abends nachdem der Vogt hinaus gegangen und Aenni bereits das Schachbrett auf den Tisch gesetzt hatte, zog der Graf aus der Brusttasche seines Rockes ein Portefeuille um Constanzen einige längst versprochene italienische Ansichten zu zeigen. Es waren leicht hinge-

worfene, aber lebendige Aquarelle; in der Ecke jedes Blättchens stand das Zeichen des Malers, ein künstlich ineinander verschlungenes R. F.

Nachdem Constanze die Ansichten bewundert und belobt, deutete sie auf die Ecke und fragte nach dem Namen des Künstlers.

„Es ist ein Landsmann von uns, ein äußerst talentvoller junger Mann, Freudenberg aus Bern.“

Bei Nennung dieses Namens überzog eine dunkle Gluth Constanzens Gesicht, sie beugte sich tief herab auf die Bilder, um ihre Verwirrung dem Auge des Grafen zu entziehen; denn die Erinnerung an die Abschiedsscene mit dem Maler, war ihr dem Manne, den sie liebte gegenüber, fast unerträglich. Der Graf sah sie erstaunt an und fuhr dann fort: „Ich dachte, Sie sollten ihn kennen, cara mia, hat er nicht während des Herbstes hier gemalt? Ich meine, Ihre Freundin, die Frau Pfarrerin von Spiez habe mir davon gesagt.“

Constanze suchte sich zu fassen und antwortete mit gleichgültigem Tone, sich immer noch über die Bilder beugend: „Ja, er war einigemal hier auf dem Schlosse; es ist ein recht netter Mann, recht unterhaltend;“ es war ihr unmöglich dem Grafen zu sagen, daß Freudenberg sie gemalt habe, wie natürlich dies auch gewesen wäre.

Rasch legte sie die Blätter zusammen und nach dem

Portefeuille greifend, fuhr sie fort: „Sie haben gewiß hier noch viel Schönes, Signore, lassen Sie sehen.“ Aber Walter legte rasch seine Hand auf die ihrige, ehe sie das Portefeuille öffnen konnte und nun seinerseits erröthend, sagte er hastig: „Nein, nein, Sie haben Alles gesehen, bitte, geben Sie mir.“ Damit schob er schnell die Ansichten wieder in die Brieftasche, schloß sie und steckte sie an ihren vorigen Platz. Constanze sah ihm betreten zu und versetzte dann etwas beleidigt: „Entschuldigen Sie meine Indiscretion; ich glaubte nicht, daß sich Geheimnisse in Ihrem Portefeuille verbergen.“

Der Graf, fühlend, daß er zu rasch gewesen, nahm Constanzens Hand, drückte sie an seine Lippen und sagte artig:

„Keine Geheimnisse, amica mia. Sie wissen wahrscheinlich davon eben so viel als ich; aber da man mir Schweigen geboten, muß ich es auch halten. Doch jetzt zu unserer Parthie, wenn Sie wollen, denn ich bin rachedürstend nach meiner gestrigen Niederlage.“

Mechanisch und schweigend half Constanze die Schachfiguren ordnen und begann sie das Spiel. So deutlich hatte der Graf noch nie auf ein abgesprochnes Verhältniß zwischen ihnen angespielt, und sie begriff nicht, weshalb ihr Vater so geheimnißvoll mit ihr that. Mehr darüber sinnend, als ihr Spiel beobachtend, saß sie da, den Kopf in die Hand gestützt und ward der Kunst des

Grafen leichte Beute. Endlich rief er fast ungeduldig: Aber, Signora Constancia, wo sind Sie mit Ihren Gedanken? Wollen Sie mich noch tiefer demüthigen als gestern Abend und mich absichtlich gewinnen lassen? Sie benutzen den Bauern wie einen Läufer, und setzen Ihren König frei." Constanze bat um Entschuldigung wegen des Fehlers, nahm sich zusammen, aber dennoch rief ihr schon nach wenigen Zügen der Graf ein entscheidendes: Schachmatt! entgegen.

„Und ein wenig schachmatt scheinen Sie auch selbst zu sein" fuhr er fort, als sie sich, nachdem sie noch einmal das Spiel überschaut und mit stummem Kopfnicken ihre Niederlage eingestanden, bleich und abgespannt in den Sessel zurücklehnte. Das Gehörte hatte sie in der That seltsam ergriffen; der süße, glückselige Friede, der sie die ganze Zeit her umfangen, schien weichen zu wollen, um brennender Ungeduld, sehnsüchtigem Verlangen Platz zu machen. Sie schlug die großen Augen zu dem Grafen auf, und so tief und sehnsüchtig war ihr Blick, daß er fast unwillkührlich ihre Hände ergriff, einen Kuß nach dem andern darauf drückte und endlich mit dem weichsten Tone seiner volltönenden Stimme sagte: „Sie sind wirklich müde, und hätten mich schon früher wegschicken sollen. Recht gute Nacht, Madonna, legen Sie sich zur Ruhe, daß Sie morgen wieder frisch und munter sind und träumen Sie ein wenig von Ihrem Besieger."

Mit diesen Worten erhob sich Graf Walter, und ging. O, warum ging er? Grade jetzt. War die Stunde noch nicht gekommen, wo auch die Lippen frei bekennen durften, was die Herzen sich gegenseitig schon durch tausend kleine Zeichen der Liebe gestanden hatten?

Als Aenni, nachdem sie dem Grafen bis zu seinem Zimmer geleuchtet, zu ihrer Gebieterin zurückkehrte, fand sie dieselbe noch regungslos, wie sie sie verlassen. Indem die treue Dienerin nun die Kerze neben ihr hinsetzte, begegneten sich ihre Augen in einem langen, vielsagenden Blick. Endlich sagte Constanze leise: „Komm Aenni, ich bin wirklich müde, ich will zu Bette gehn.“

Sie erhob sich; da fiel ihr und Aenni's Auge gleichzeitig auf eine von der Kerze hellbeleuchtete Stelle auf dem Teppich, hinter welcher zurückgeschoben der Sessel des Grafen stand. Grade vor ihnen lag ein weißer Gegenstand; Constanze deutete darauf, Aenni nahm ihn vom Boden und reichte ihn ihr. Einen Augenblick hielt sie das feine, weiße Papier, das ihn umhüllte, unschlüssig in den Händen, dann löste sie langsam und vorsichtig die Hülle ab und im nächsten Augenblick entfuhr Beiden zugleich ein lauter Schrei der Ueberraschung. Constanze hielt ihr Porträt, nur jetzt zierlich in Gold gefaßt, zwischen den Händen. Es konnte kein Zweifel obwalten; offenbar hatte es der Graf aus seinem Portefeuille verloren; offenbar hatte er nicht gewollt, daß Constanze es sähe und

in der Hast die Brieftasche zu schließen, das Bild verloren. Warum er dies that, warum sich seine Bewerbung noch in ein Geheimniß hüllte, warum der polternde Vater noch nichts verrathen, dies wußte Constanze ja nicht, aber über allem thronte jetzt die selige Gewißheit, daß sie, die dem Grafen bestimmte Braut sei, daß er sie liebe, und ihre Liebe und ihr Jawort zarter und schöner zu gewinnen suche, als dies bis heute im Hause des Vogts Sitte gewesen. Sie war in ihren Sessel zurückgesunken und eine Thräne nach der andern rann auf Aenni's Hände, mit denen sie die ihrer Gebieterin umschlungen hielt, während sie vor ihr kniete.

„Nun ist alles gut, mein Kind, meine Constanze," rief sie entzückt; „Ihr liebt Euch, Ihr seid einander werth, Ihr werdet ein glückliches Paar, an die Italienerin denkt er nicht mehr."

„Denkt er nicht mehr," wiederholte Constanze träumerisch; „ist es auch recht, wenn ich mich darüber freue? Ja," fuhr sie fort, sich emporrichtend und die wirren Locken aus dem Gesichte streichend, „ein Mann, wie Graf Rothenfels, braucht ein Weib, das ihm ebenbürtig ist, an Geist und Geburt und ich preise mich selig, Aenni, daß er es in mir gefunden. O, wie gut ist doch der Papa, wie klug er es einrichtete, mir den Grafen zuzuführen; hättest Du je gedacht, daß er etwas so fein und zart ausdenken könne?"

Schon längst hatte die Glocke Mitternacht geschlagen, als Constanze und Aenni noch im Gespräche zusammen saßen und für Erstere eine Zukunft ausmalten, so voll Sonnenschein und Freude, als ihr Leben bisher arm an beiden gewesen. —

Am folgenden Morgen, sobald der Graf aufgestanden, pochte Aenni an seine Thüre und übergab ihm mit unbefangener Miene, das wieder wohlverhüllte Bild mit dem Bemerken, sie habe dies Päckchen drüben auf dem Teppich im Zimmer ihrer Herrin gefunden, als sie es rein machte und vermuthe, es möge ihm gehören. Der Graf sah sie einen Augenblick betroffen an, betrachtete dann die Umhüllung aufmerksam, nickte zufrieden mit dem Kopf und entließ Aenni mit freundlichem Dank. Als er allein war, rief er, indem er das Bild wieder in das Portefeuille schob, nachdem er es einen Augenblick betrachtet: „da hätte mir ein recht fataler Streich passiren können! Der Onkel machte gar lange Umstände, bis er mir das Bild meiner präsumtiven Braut überließ, und ließ mich fest versprechen, es Niemanden zu zeigen. Es ist mir nicht recht klar, warum der Alte so geheimnißvoll damit thut; aber noch weniger kann ich begreifen, weßhalb die schöne Constanze so sehr erröthete, als ich ihr den Maler Freudenberg nannte!“ —

VIII.

Es blieb dem Grafen nicht lange Zeit darüber nachzusinnen; ein Diener überbrachte Briefe, die durch einen besondern Boten von Schloß Rothenfels herübergekommen waren. Er hatte sie noch nicht halb durchflogen, als der Vogt, noch ehe auf sein Klopfen ein: Herein! folgte, rasch eintrat, gleichfalls einen offnen Brief in der Hand haltend: „Nun, Junge," sagte er, „Deine Ferien sind zu Ende, der Alte will Dich wiederhaben, wie es scheint. Kann es ihm auch gar nicht übel nehmen, per sé!"

„Wie meinen Sie?" antwortete der Graf, verdrießlich über die Störung, „ich kann gehen und bleiben wohin und wo es mir gefällt."

„Nun ja, natürlich, nimmst auch alles gleich verteufelt scharf, mein stolzer Herr. Ich sollte aber doch denken, daß, wenn mich der Cerry zu einem großen Gastmahl auf Neujahr einladet, bei welchem er unsre Freunde und Gesinnungsgenossen versammeln will, sein Erbe und Neffe dabei auch nicht fehlen darf."

„Ich war gerade daran des Onkels Brief zu lesen

und wäre damit fertig, wenn Sie mich nicht unterbrochen hätten," sagte der Graf kurz; „das also ist es? da darf ich allerdings nicht fehlen und muß Sie bald verlassen," setzte er mit einem halben Seufzer hinzu. So leise dieser auch war, des Vogts scharfes Ohr hatte ihn doch erlauscht und bot ihm einen willkommnen Anknüpfungspunct. Als der Graf schwieg, trat er an das Fenster, trommelte eine Secunde lang an den Scheiben, drehte sich dann rasch um und sagte: „Wird stille hier werden, wenn Du fortgehst, wird uns Allen leid sein und ich glaube Dir selbst kommt es hart an, unser Eulennest, wie der Cerry es nennt, zu verlassen, he?"

„Warum sollte es dies nicht," antwortete Walter, im Zimmer auf und abgehend; „ich war hier so gut und freundlich aufgenommen, habe schöne Stunden verlebt und bin Ihnen gewiß herzlich dankbar dafür."

Das war es nicht, was der Vogt zu hören wünschte. „Es könnte ja alles bleiben, wie es ist," fuhr er fort, nachdem er wieder ein Weilchen getrommelt; bleibe nur ungenirt bis zum Frühling hier, wenn es Dir gefällt. Du kannst ja nach dem Fest wieder herüber kommen."

Der Graf blieb stehen und erwiederte erstaunt: „Wie sagen Sie, wiederkommen? Ist es denn nicht fest bestimmt, daß wir Alle im Januar nach Bern gehen, dort die Saison mitzumachen und daß" — er hielt zögernd inne, und der Vogt, der ihn nicht verstehen wollte, fiel

rasch ein: „Du sprichst von uns Allen, Constanze kann nicht wohl mit und die ist Dir ja doch die Hauptsache.“

Der Graf wich einen Schritt zurück und sah den Vogt betroffen an, welcher sich aber nicht irre machen ließ, sondern unerschütterlich fortfuhr: „Na, verstelle Dich nur nicht, Junge; meinetwegen bist Du doch nicht Wochenlang in Wimmis geblieben! Habe ja auch jeden Tag die Herrlichkeit mit angesehen; war das ein Flöten und Singen, und Schmachten und Händedrücken, ganz wie Braut und Bräutigam, per sè!“ Trotz seiner festen, überlegenen Haltung erröthete der Graf bis unter die Stirne. „Ich weiß nicht, was Sie wollen,“ entgegnete er nach einer kleinen Pause, „ich verehre Jungfer Constanze von ganzem Herzen, und schätze mich glücklich, daß sie mir ihre Freundschaft schenkte.“

„Nun, ist eine recht ordentliche Freundschaft geworden, recht innig, recht heiß, sieht fast aus wie Liebe; aber es ist mir ja schon recht, ich gebe meinen Segen dazu und ein extra Kapitälchen, unter das lahme Bein zu legen.“

Dieser plumpe Vorschlag gab dem Grafen seine ganze Sicherheit zurück; den Kopf stolz zurückgebogen, mit übereinandergeschlagenen Armen, stand er dem Vogt gegenüber und sagte: „Danke Ihnen recht sehr, Herr von May, ich denke nicht daran, mich zum Gemahl einer kranken Dame erkaufen zu lassen. Constanze ist mir

theuer als Schwester und Freundin; wenn sie andere Hoffnungen hegt, so ist dies nicht meine Schuld.“ All der Hochmuth, welcher den Grafen beseelte, konnte jedoch nicht hindern, daß bei den letzten Worten seine Wange sich wieder röthete und sein Blick einen Moment zu Boden sank. Der Vogt zuckte mit den Achseln, wendete sich wieder zum Fenster und sagte mit zänkischem Tone: „Ich habe nicht gesagt, daß sie das thut; das Mädchen ist alt und verständig genug, um in diesen Dingen für sich selbst zu sorgen. Wenn Du nicht willst, ist mir's auch recht; ich brauche meine Tochter Keinem an den Kopf zu werfen.“

„Wenn Sie damit sagen wollen, Herr von May,“ erwiederte der Graf mit schneidender Kälte, „daß Ihnen überhaupt nichts daran liegt, in Bern mit uns zusammenzutreffen und andre Pläne zu verfolgen, so sprechen Sie sich nur offen darüber aus.“ Er hatte den rechten Fleck getroffen, um den Vogt wieder geschmeidig zu machen; dieser drehte sich um, steckte beide Hände in die Taschen und sagte pflegmatisch: „Ist mir gar nicht eingefallen meine Winterpläne zu ändern, hätte es nur aus Gefälligkeit für Dich gethan; aber lies jetzt Deine Briefe, der Bote wartet auf Antwort und möchte bald wieder zurück.“ Damit schritt er langsam zur Thüre hinaus und machte sich erst Luft, als die Thüre seines Zimmers hinter ihm geschlossen war. „Ist ein Teufelsjunge der

Walter, man fürchtet sich ordentlich vor ihm, per sè! Mit der Constanze ist es also nichts. Je nun, ich habe als redlicher Vater für ihr Glück gethan, so viel ich konnte, und über Neujahr will ich hier bei ihr bleiben, damit es ihr nicht auf einmal zu still wird."

Auch der Graf erleichterte sein Herz durch ein kleines Selbstgespräch, nachdem der Vogt gegangen. „Es ist die höchste Zeit, daß ich gehe," sagte er, „für mich und sie, wie leid es mir auch thut, dem angenehmen Verkehr zu entsagen. Constanze hat am Ende doch meine Galanterien ernsthafter aufgenommen, als sie gemeint waren; es ist entsetzlich, daß die Frauen immer gleich geheirathet sein wollen, wenn man ein wenig mit ihnen tändelt. Ja, meine süße Freundin, unser Wintermährchen war gar schön und lieblich, aber nun muß es enden, und wenn ich wirklich je auf dies Schloß zurückkehre, wird mir die holde Fee, die mich so lange verzauberte, eine recht liebe Schwägerin sein!"

Noch zwei schöne, glückliche Tage waren Constanzen vom Schicksal vergönnt, und dann war Alles vorbei. Der Graf rüstete zur Abreise und hatte den Tag vor Weihnachten dazu bestimmt. Es ist dies eine gleichgültige Zeit für den Schweizer im Vergleich zu der freudigen Unruhe, der festlichen Aufregung, die sie in den germanischen Ländern hervorruft. Er feiert gleich dem Franken nur den Wechsel des Jahres und den Zauber eines

Christbaums, die Wunder einer Weihnachtsbescheerung kennt in den Schweizerlanden weder Jung noch Alt. Dagegen vereinigt der Neujahrstag sowohl die Familien als auch die Freunde des Hauses zu gemeinschaftlichen Gastmählern, wo man gleichfalls sinnige Geschenke austauscht und sich gegenseitig angenehme Ueberraschungen bereitet. — Der alte Graf Rothenfels benutzte dieses Jahr die gewöhnliche Feier zu weiteren Zwecken; sie gab ihm Gelegenheit einen großen Theil der adeligen Seebewohner um sich zu versammeln, wo die gegenwärtigen Zustände des Kantons Anknüpfungspunkte genug boten zu Unterhandlungen und Besprechungen, welche alsdann in der Bundesstadt weiter ausgesponnen werden sollten. Der Vogt lehnte seinerseits die Einladung ab; nicht aus Mangel an Eifer für die aristokratische Sache, sondern wirklich aus einiger Rücksicht für Constanze, die er des Festes wegen nicht ganz allein lassen wollte, und dann auch um am selben Tage gleichfalls bei sich so viele Stützen seiner bedrohten Macht zu versammeln, als bei der Entfernung der einzelnen Wohnsitze unter einander und den schlechten Wegen, möglich war.

Constanze, weich und hingebend wie sie geworden, empfand mit Dank des Vaters freundliche Rücksicht und ertrug mit heitrer Standhaftigkeit den Gedanken an die nahende Trennung von dem Grafen. Sie glaubte ja nur zu gewiß zu wissen, daß er nicht freiwillig ging,

daß nur äußere Umstände, denen er sich nicht entziehen konnte, ihn unwiderruflich dazu drängten. Alle Verhältnisse berechnend, betrachtete sie seine Entfernung kaum als ein Uebel, sondern nur als das nothwendige Vorspiel zu einer baldigen, gänzlichen Vereinigung. Wohl hoffte ihr Herz und sehnte es sich vor seinem Scheiden nach einem bestimmten Wort der Erklärung, einem festen Aussprechen ihres Verhältnisses — aber bedurfte es denn dessen noch, wo bereits so viele Zeichen den engen Bund, welchen die Seelen geschlossen, bezeugten? So erschien Constanze bei der letzten Mahlzeit, welche man mit dem Grafen vor seinem Scheiden gemeinschaftlich einnehmen sollte, ruhiger und gefaßter, als sie bei dem Gedanken an die nahende Trennung von sich selbst gehofft. Beide Männer betrachteten sie mit unruhigen Blicken; beide fühlten sich erleichtert, ihr Lachen so frisch und ihre Stirne so glatt zu finden: sie ahneten nicht, welches Meer der stürmischsten Gefühle sich unter der ruhigen Oberfläche barg. Nur zuletzt als nach einer hastigen Mahlzeit der Graf und ihr Vater aufstanden, um nach den Pferden zu sehen, die bereits den Boden ungeduldig stampften und jeder dieser dumpfen Töne ihr Herz mit bitterstem Schmerz durchdröhnte, da lehnte Constanze bleich und kalt an ihrem Sessel und fand kaum Kraft, sich aufrecht zu erhalten. Der Graf trat zu ihr, ergriff ihre Hand, dankte ihr mit warmen Wor-

ten für die schönen Tage, die er in ihrer Nähe verlebt und versicherte sie, daß, wenn er je Gelegenheit fände seinem Vaterlande zu nützen*, nur ihr dafür zu danken sei, weil sie ihm die Heimath wieder lieb und werth gemacht.

Sie konnte nichts erwiedern, sie bemühte sich nur ihre Thränen zurückzuhalten und schüttelte leise das schöne Haupt, als wolle sie jedes anerkennende Wort von sich abweisen, da rief der Vogt mit muntrem Ton aber wohl überlegter Absicht: „Nun, was ziert Ihr Euch, habt ja wie Bruder und Schwester wochenlang unter einem Dache gelebt, gebt Euch nur frisch den Abschiedskuß, Ihr kommt einander ja doch wohl noch nahe genug!" Die Worte waren noch nicht verklungen, da lag Constanze schon in des Grafen Armen, er drückte sie leicht an sich, küßte ihre niedergeschlagnen Augen und sagte innig: „Leben Sie recht wohl, meine liebe, liebe Schwester! wir sehen uns bald wieder!" Damit ließ er sie sanft auf ihren Sitz zurückgleiten, folgte dem vorausgegangnen Vogt, und als Constanze mit einem Strom von Thränen aus ihrer Betäubung erwachte, hörte sie nur noch den Hufschlag der wegsprengenden Pferde.

„Schwester? warum Schwester? warum nicht Geliebte, Braut?"

Das Wort klang wie eine Sterbeglocke durch den

Tumult ihres Herzens und es währte lange bis sie dessen Eindruck durch tausend andere Erwägungen und Betrachtungen niedergekämpft hatte. Der Graf und der Vogt glaubten Beide ihre Sache sehr gut und fein gemacht, Constanzen vollständig angedeutet zu haben, was sie erwarten konnte; aber sie verstanden nichts von der blinden Zähigkeit eines Frauenherzens, das sich noch an den letzten Strohhalm von Hoffnung klammert, ehe es in Trostlosigkeit versinkt, oder sich zur Entsagung ermannt.

Die letzte Spur des Zweifels entschwand in Constanzens Brust, als der Neujahrstag ihr von Seiten des Grafen, nach ihrer Ansicht die unwiderleglichsten Beweise seiner liebenden Aufmerksamkeit brachte. Wie viel besser für sie wäre es gewesen, wenn er sein unwahres Spiel mit der äußersten Unhöflichkeit abgeschlossen hätte. Wie konnte man dies aber von einem „gebildeten“ Manne erwarten? Er war im Gegentheil selbst nach Bern gereist, für Constanze eben so kostbare als sinnige Geschenke auszuwählen, die er ihr sandte, begleitet von einem Schreiben, welches in warmen Worten an die schöne Zeit ihres Zusammenlebens erinnerte und ihr Freundschaft für die Dauer ansprach und erhoffte.

Wieder vermißte sie in dem Schreiben die volle, hingebende Zärtlichkeit, die ihr eignes Innere erfüllte; und wieder hatte ihr Herz tausend Gründe bereit, die es dem

Grafen verboten sich anders auszudrücken. Wieder vergaß sie ihre Einsamkeit, wenn sie in den italienischen Büchern blätterte, die Graf Walter ihr gesandt, wenn sie die neuen Lieder probirte, die Schweizeransichten durchsah und das kostbare Armband mit römischen Mosaiken an ihrem vollen, runden Arm befestigte.

Wenn jemals eine Braut in sehnsüchtigem Harren und Träumen vielleicht noch seliger gewesen, als in der Nähe des Geliebten, so war dies Constanze. Fast abgeschnitten von der Außenwelt, allein mit den Träumen ihres ungestümen, leidenschaftlich erregten Herzens, störte sie nichts in Phantasieen, die sie fast unempfindlich machten gegen die Gegenwart. Der Vater reiste ab und es ward noch einsamer auf dem Schlosse, die Stürme tobten schlimmer als je, sie merkte es kaum. Die Erinnerungen der letzten Wochen, die süßeste Hoffnung auf die Zukunft, übergoldeten Alles, was ihr vorher grau, trübe und unerträglich erschienen.

„Im Frühjahr ist meine Prüfungszeit herum!" hatte der Graf einmal lächelnd zu ihrem Vater gesagt, darauf anspielend, daß er seinem Onkel versprochen, jedenfalls bis dahin sich in der Schweiz halten zu lassen. Im Frühling also mußte ihr Geschick sich erfüllen, so lange denn Geduld! und wer hätte diese nicht gehabt, wem wäre selbst der härteste Winter zu lang geworden, dessen Herz Hoffnungen und Wünsche hegte, wie diejenigen die Constan-

zens Brust erfüllten? Selbst Mathildens Briefe, selbst die Nachricht, daß auch sie in Bern eingetroffen, mit dem Vater die Bälle und Gesellschaften besuche, aber nichtsdestoweniger sich innigst nach der Schwester sehne, machten kaum noch Eindruck auf ein Herz, das vollständig in dem Gedanken an den Geliebten aufgegangen war. —

IX.

In dem Gesellschaftssaale der Genossenschaft zum „Distelzwang“ in Bern bewegte sich eine glänzende Vereinigung von Männern und Frauen. Von den dreizehn Berner Stubengesellschaften, die den eigentlichen Vollbürger oder „Bernburger“ repräsentiren, war dies die vornehmste, die ausschließliche Genossenschaft der Adligen und Junker. Mit demselben Hochmuth mit welchem die dreizehn Gesellschaften auf die übrigen Bürger, die Hintersassen herabsahen, blickten diese Patricier auf die zwölf unter ihnen stehenden. In strenggeschloßnem Kreise bewegten sich die Abkömmlinge jener adligen Patres, die vor Jahrhunderten draußen die Ritterburgen, in der Stadt die Junkergasse bewohnten und zum Theil heute noch bewohnen. Wie sehr auch ihr früherer Glanz gesunken, wie sehr in ihrer strengen Abgeschlossenheit, in ihrer Verachtung gegen bürgerliche Arbeit, Handel und Wandel, das Vermögen der Familien sich zersplittert und verkleinert hatte, ja, wie wenig es den Söhnen der

vornehmen Herren anstand, überall in der Fremde dem Absolutismus zu dienen, während sie daheim sich rühmten Republikaner zu sein, dennoch waren der alte Hochmuth, das starre Festhalten an langverjährten Rechten in ihnen wach geblieben.

Während in dem reichgeschmückten Ballsaale die Jugend sich mit Tanz und Spiel vergnügte, schmiedeten in den Nebenzimmern die Alten Pläne, wie man sich dem immer heftiger werdenden Drängen der Volkspartei widersetzen und das oligarchische Regiment innerhalb des Kantons festhalten könne, während es in einigen Nachbarkantonen bereits über den Haufen geworfen war, ehe noch die erwartete und gefürchtete Sturmglocke drüben in Frankreich erklungen. Das Fest vom heutigen Abend diente noch zu einer besondern politischen Demonstration.

Um sich populär zu zeigen, um dem Volke glauben zu machen, daß der Adel mit der Liebe zur alten Tracht sich auch den alten Sinn bewahrt, hatte man angeordnet, daß der jüngere Theil der Gesellschaft in den verschiedenen Schweizertrachten erscheinen und Nationaltänze aufführen solle. Was konnte der Eitelkeit und besonders der weiblichen Jugend willkommner sein, als diese Anordnung? Seit Wochen sprach man von nichts Anderm in der Stadt, als von diesem Feste, und schon eine Stunde vor Beginn des Balles standen Schaaren

von Gaffern unter den Arcaden, die Ballgäste ankommen zu sehen und die Damen beim Schein der mächtigen Laternen, die ihnen voran getragen wurden, zu mustern. Eine Gruppe junger Männer hatte sich bis dicht an die Pforte vorgeschoben, durch welche die Kommenden eintreten mußten und machten ziemlich laut und ungenirt ihre Glossen über die Ankommenden. Besondere Aufmerksamkeit erregte das Nahen zweier, als ziemlich kokett und nicht mehr jung bekannten Damen, die sich vielleicht grade darum eines der jugendlichsten und anmuthigsten Costumes auserwählt hatten. Sie erschienen in jener romantischsten aller Schweizertrachten, wie sie vor hundert Jahren in einigen Thälern des Oberlandes ziemlich allgemein getragen wurde, jetzt aber in Wirklichkeit höchst selten mehr gesehen wird und ihre eigentliche Stätte nur noch auf der Bühne findet. Unter dem kurzen, schwerseidnen Rocke mit bunten Bändern besetzt, kamen zierliche Füßchen in weißen Strümpfen mit bunten Zwickeln zum Vorschein; eine kleine weiße Schürze breitete sich über den Rock, und das sogenannte Schwefelhütchen reich mit Blumen geschmückt, wiegte sich kokett auf der Spitze des Hauptes, hätte aber ganz gewiß besser zu einem frischen, achtzehnjährigen Gesichtchen gepaßt. — Von den zwei langen mit bunten Bändern durchflochtenen Zöpfen, die über den Rücken hinabfielen, behaupteten die Spötter nun gar, wie schön sie auch wä-

ren, so kämen sie doch direct aus Paris. Zum Glück für die vornehmen Oberländerinnen nahm bald eine andere Gruppe die Aufmerksamkeit in Anspruch. Immer schwieriger ward es für die Kommenden sich durch die Menge hindurch einen Weg nach der schmalen Eingangsthüre zu dem Gesellschaftslocale zu bahnen, und oft mußten sie einige Minuten lang stehen bleiben, bis sie den Vorangehenden folgen konnten.

Plötzlich rief einer der jungen Männer aus der schon erwähnten Gruppe mit lauter Stimme: „Aber, seht doch hier die reizende Simmenthalerin!“ Alle schauten sich um und gleichzeitig ertönte es überrascht von den Lippen des Malers Freudenberg, einem der Muntersten unter den jungen Leuten: „Constanze!“

Dicht neben dem Eingang, aufgehalten durch eine Gesellschaft, die, von der andern Seite kommend, zuerst eintrat, stand Mathilde von May am Arme eines hohen, schönen Mannes in der Uniform eines neapolitanischen Officiers und hell beleuchtet von der Laterne, die ein Diener vorantrug. In einem der nächsten Häuser wohnend, hatte sie nichts über den Kopf genommen, und man sah die reichen, schwarzen Locken unter der Spitzenhaube hervorquellen und das Leuchten der marmorweißen Stirne, sah, da ihr im Gedränge der Mantel etwas herabgefallen war, die schlanke Büste mit dem reichgestickten Vorhemd, dem schwarzen Mieder und den

silbernen Ketten daran. Sie blickte staunend auf, als sie aus dem Gedränge den Namen der Schwester vernahm und auch ihr Begleiter drehte sich hastig um. In diesem Augenblick gab es Raum, andere Gäste drängten nach und sie verschwanden in dem Flur.

„Impertinentes Volk!" sagte der Graf zu seiner Begleiterin als er sie die Treppe hinauf geleitete; „sie ärgern sich an unserm Feste und stehen doch da, um uns den Weg zu versperren. Es muß wirklich etwas Besonderes an uns sein, weil wir ihr Interesse so sehr erregen."

„Hörten Sie nicht, daß Jemand aus der Menge Constanze! rief?"

„Gewiß hörte ich es und — wiederhole den Ausruf," entgegnete der Graf, in staunender Bewunderung einen Schritt von Mathilde zurücktretend. Sie hatte jetzt alle Umhüllungen abgeworfen und stand im vollen Glanze ihrer jugendlichen Schönheit, in hellster Beleuchtung ihrem Begleiter gegenüber.

Sie lächelte ihn unschuldig an und sagte dann: „Sehe ich wirklich meiner Schwester so ähnlich?"

„In dieser Kleidung zum Verwechseln; sie ist reizend, wahrhaft reizend," antwortete Graf Rothenfels, Mathilden mit leuchtenden Blicken betrachtend; dann wie aus einer Zerstreuung auffahrend, nahm er Mathildens Hand, zog sie unter seinen Arm und führte sie in den Ballsaal. Auf Herrn von May brauchte man dabei

nicht zu warten; es ist Schweizer Sitte, daß die jungen Damen häufig allein nur in Begleitung eines Cavaliers öffentliche Lustbarkeiten besuchen, und es war nicht zum Erstenmal daß der Graf die schöne Mathilde als ihr Ritter begleitete, obgleich er selbst sich nie unter die Tanzenden mischte.

In dem Saale wogte ein buntes Treiben. Es schien als seien die mannichfaltigen Abbildungen der Schweizertrachten, deren früher fast jedes Thal ihre besondere hatte, und die man sorgfältig im Berner Museum verwahrt, lebendig geworden und aus ihren Rahmen getreten. Aber trotz dem vielen Schönen, was sich schon versammelt zeigte, empfingen auch hier die schöne Simmenthalerin die ungeheucheltsten Blicke und Ausrufe der Bewunderung und bald ward Mathilde von May zur Königin des Festes erklärt.

Unter den vielen Augen, die sie verfolgten, waren viere unabläßig, mit ununterbrochener Theilnahme auf sie geheftet. Zwei große, dunkle, durchdringende Augen gehörten dem Grafen, der an eine Säule gelehnt, heute Abend jede Bewegung Mathildens, jedes Lächeln beobachtete und verfolgte. Sie war nicht nur schön, sondern, ein bei den Schweizerinnen seltner Vorzug, anmuthig und gewandt; dabei tanzte sie mit der ganzen Hingebung und Seligkeit eines achtzehnjährigen Mädchens. Terpsichore selbst konnte sich nicht leichter und graziöser nach

dem Rhythmus der Musik bewegen, als ihre leichte, elastische Gestalt. Welch ein Unterschied mit der armen Constanze, die ihr trauriges Schicksal entweder zu ewiger Ruhe verurtheilte, oder jede Bewegung auf's unvortheilhafteste erscheinen ließ.

Der Graf, den ein gewisses Gefühl von Unbehaglichkeit bis dahin abgehalten hatte, sich Mathilden zu sehr zu nähern, obgleich er ihr jede äußere Höflichkeit erwies, die seine Stellung zu Herrn von May natürlich machte, war diesen Abend hingerissen von ihrer Erscheinung. Fast war ihm zu Muthe wie Pygmalion als Galathea plötzlich zu ihm niederstieg. Dieselbe Schönheit, welche er Wochen hindurch bewundert, hatte Leben und Bewegung bekommen, sie umflatterte und umschwirrte ihn, und webte die Enden des Zauberkreises, der ihn seit einigen Monaten umfing, fest in einander. Die Keime der Neigung, welche Constanzens reife Schönheit, der Reiz ihres Umgangs, das Mitgefühl, das ihre Lage in ihm hervorrief, in ihn gelegt hatten, reiften diesen Abend schnell beim Anblick der jugendlichen Erscheinung mit dem lieblichen, kindlichen Ausdruck, dem naiven Geplauder und der elastischen, schwebenden Gestalt. Wie ähnlich waren Beide plötzlich einander und doch wie verschieden. — Das Studium war interessant genug sich so sehr hinein zu vertiefen, als dies dem Grafen geschah und ihn so fest an die bequeme Säule zu ban-

nen, daß eine sarkastische Dame, welche sich vergeblich um seine Huldigungen bemüht hatte, ihm den Namen eines „Säulenheiligen“ beilegte.

Was kümmerte es ihn, wenn nur Mathildens Blicke im Vorbeischweben strahlend zu ihm hinaufflogen, wenn sie in den Pausen, die Erfrischungen, die man ihr anbot, stets nur aus seiner Hand nahm, und an seinem Arm durch den Saal wandelte. Sie war die Schönste und Gefeiertste, folglich gebührte es ihm mit vollstem Recht ihr alleiniger Ritter zu sein.

Das andere Augenpaar, welches die schöne Simmenthalerin nicht minder eifrig verfolgte, gehörte dem Maler Freudenberg. Er hatte nichts mehr davon gehört, daß auf der Straße, nachdem Mathilde von May eingetreten, sich ähnliche Aeußerungen des Unwillens hörbar machten, als wie sie dem Grafen entschlüpfen.

„Ja, ja, sie glauben uns mit ihrem Pomp und ihrem costumirten Fest zu täuschen, zu imponiren, wir wissen doch was dahinter steckt. Tanzt nur Messieurs, eure Galgenfrist ist bald herum!“ so scholl es ziemlich ungenirt aus dem Männerkreise, bis Einer sie mit dem Ausruf unterbrach: „Aber, wo zum Teufel ist denn Freudenberg hingerathen?“

„Wie von der Erde verschwunden,“ antworteten die Andern, sich nach ihm umsehend. Sie ahneten nicht, daß Freudenberg sich droben bei dem Feste befinde, daß er

in dem Orchester versteckt seine plebejischen Blicke über das aristokratische Gewimmel schweifen ließ, um nur Eine zu suchen, zu verfolgen und anbetend zu bewundern.

Mathildens unerwartete Erscheinung hatte ihn vollständig überwältigt; er mußte sich überzeugen ob ein Traumbild ihn geneckt, oder ob ein Wunder geschehen und seine schöne Freundin Constanze wirklich mit gesunden Gliedern ein Ballfest besuchte. Es gelang ihm einen bekannten Aufwärter zu bestechen, der ihm das Plätzchen verschaffte, von dem er selbst ungesehen Alles übersehen konnte. Bald war es ihm klar, daß ihn hier nur eine wunderbare Aehnlichkeit getäuscht, eine Aehnlichkeit die er gewissermaaßen geahnt und mit künstlerischer Hand ausgeführt hatte, als er Constanzen malte. Auch an diesem Abbild war ja Alles zarter, feiner, jugendlicher, die Formen nicht so voll aber schlanker, und dabei umwehte die jüngere und größere Schwester noch ein Hauch der Kindlichkeit, den Constanze längst mit einem reiferen Ausdruck vertauscht hatte.

Je länger der Maler nach Mathilden sah, je heftiger wogten Gefühle in ihm auf und ab, die er kaum mehr zu bändigen vermochte. Alle seine Pulse klopften und es war ihm mehr als einmal, als müsse er hinab in den Saal und zu ihren Füßen stürzen, was auch daraus entstehen möge. Die Abschiedsscene mit Constanze stand unaufhörlich vor seinem innern Blick; was

er bereits halb vergessen und nur als ein holdseliges Abenteuer gepriesen, ward ihm jetzt in der Erinnerung zu einem brennenden Feuer. Eine wüthende Eifersucht auf den Grafen erfaßte ihn; er konnte es kaum mehr mit ansehen, wie vertraulich er mit Mathilde verkehrte, wie sie ihn sichtlich auszeichnete. Nur der Gedanke, daß es die Artigkeiten eines Schwagers sein möchten, daß er ja Constanzens, nicht Mathildens Bild gemalt und dies vielleicht mit einem Heirathsplane in Verbindung stehe, brachte ihn wieder einigermaßen zur Besinnung.

Unterdessen überließ sich der harmlose Gegenstand dieser verschiedenartigen Betrachtungen mit steigendem Vergnügen den Anregungen der Gesellschaft und des Tanzes, ahnungslos welche Fäden das Geschick über ihrem unschuldigen Haupte zu spinnen begann.

X.

Die schöne Mathilde, ohnehin der Gegenstand der allgemeinen Bewunderung in Bern, wurde von keinem ihrer Verehrer eifriger verfolgt als von dem Maler Freudenberg. Sie nahm, wie dies oft bei schönen Mädchen der Fall, alle diese Huldigungen ohne Koketterie und unbefangen auf und schien es kaum zu merken wie eifrig sie die junge Männerwelt umschwärmte.

Aber endlich mußte es ihr doch auffallen, wie eine und dieselbe Persönlichkeit seit einiger Zeit alle ihre Schritte verfolgte. Kaum setzte sie den Fuß unter die Arkaden, so war sie sicher den jungen Mann mit den langen, blonden Haaren unter dem schwarzen Sammetbarrett, das er bei ihrem Nahen jedesmal ehrerbietig abzog, erscheinen zu sehen. An allen öffentlichen Orten, die sie besuchte, im Theater, im Concert tauchte aus irgend einer Ecke sein blaues, unverwandt auf sie gerichtetes Augenpaar hervor und nur in ihrem eigentlichen Gesellschaftscirkel konnte sie ihn vermeiden, denn diese

würde es sich ja nie haben einfallen lassen, einen Künstler, wie geachtet er auch war, zu ihren Gouters und Soiréen zu ziehen. Diese fortgesetzte Aufmerksamkeit des jungen Mannes fing Mathilden an lästig und unangenehm zu werden, ohne daß sie ihr doch entgehen konnte. Sie wußte nur, daß er ein Maler sei, soviel hatte sie von dem Papa, in dessen Gesellschaft sie ihm auch einmal begegnete, gehört. Auf ihre Frage, wer der junge Mann sei, da der Vogt ihn kurz gegrüßt, hatte ihr der Letztere nur geantwortet: „Nichts als ein Farbenklecksser, der Freudenberg heißt und den ich einmal beschäftigt habe." Seit dem Vogt der Plan mit Constanzen mißglückt, dachte er weniger gern an seinen Geniestreich mit dem Bild und überdies fühlte er sich den Grafen so sehr überlegen, daß er sein weiteres Heirathsproject gar nicht mehr zu berühren wagte und zum erstenmal in seinem Leben diese Frage dem Schicksal überließ. Er konnte es um so leichter, als er mit Vergnügen bemerkte, wie des Grafen anfängliche Kälte Mathilden gegenüber mehr zusammenschmolz und derselbe, wie sich der Vogt in seinen Selbstgesprächen drastisch genug auszudrücken pflegte, doch endlich: anzubeißen schien.

Etwa vierzehn Tage nach dem erwähnten Ballfeste hatte Mathilde, wenn auch etwas zögernd, eingewilligt die Begleitung des Grafen zu einem Spaziergang vor Tische anzunehmen. Gleich den meisten Schweizerinnen

fand sie Spazierengehen eher eine Arbeit als ein Vergnügen und von einem Andern als dem Grafen hätte sie sich wohl auch schwerlich dazu bewegen lassen. Dicht in ihren Pelz gehüllt, schritt sie am Arme desselben dahin, mit leichtem, elastischem Schritt, bei seinem anregenden Gespräch alle ihre vorigen Protestationen gegen Spazierengehen in's Blaue, vergessend. In's Blaue aber ging sie bei dem hellen, köstlichen Märztag wirklich hinein. Ihr eignes Auge strahlte nicht in tieferm Azur, als sich heute der Himmel über den düstern, grauen Sandsteinhäusern wölbte, und die Sonne schien, nach langer Winterrast, wieder einmal mit wahrer Schöpferlust die ganze Welt zu übergolden. Mit Lust auch blickten die Vorübergehenden auf das schöne Paar und der Graf, es wohl bemerkend, mußte unwillkührlich daran denken, wie schleppend der Schritt der armen Constanze gewesen, wenn sie auf seinen Arm sich lehnte. Voll stolzem Wohlgefallen blickte er auf das schöne, anmuthige Wesen an seiner Seite, das mehr zu schweben, als zu gehen schien.

Als sie an den Zeitglockenthurm kamen, schlug es gerade zwölf Uhr. Sie blieben stehen, die berühmte Uhr mit ihren mittelalterlichen Kunststückchen zu betrachten, und als nun die Thürchen sich öffneten, die kleinen Bärchen herauskamen und ihre plumpe Verbeugung machten, sagte der Graf auf sie deutend: „Da sehen Sie

Jungfer Mathilde, solch ein ungelenker Mutz soll wieder durchaus aus mir gemacht werden und Ihre schönen Augen machen die Verschwörung mehr als gefährlich.“ Er zog bei diesen Worten Mathildens Arm fester in den seinen und sah ihr lächelnd in die Augen, so daß sie verwirrt und erröthend ihre Blicke niederschlug. Es war zum Erstenmal daß der Graf eine Anspielung auf ein Verhältniß machte, von dessen Beabsichtigung sie ja nichts wußte, das aber ihren Wünschen keineswegs mehr ferne lag. Ihre Verwirrung genügte dem Grafen für den Augenblick; noch immer war er nicht ganz entschlossen Italien und seine dortige Stellung aufzugeben. Unter den Berner Patriciern hatte ihn ein neues Heimweh dahin ergriffen, dem nur Mathildens Reiz das Gleichgewicht hielt. Jedenfalls aber wollte er sicher sein, daß sein Entschluß des Bleibens nicht etwa durch einen Korb aus Mathildens weißen Händen einen bittern Beigeschmack erhielte. Auf Befehl des Vaters mochte er sie nicht besitzen; er wollte geliebt sein, ohne jedes Zuthun von außen.

Mathildens kleine Befangenheit verschwand bald wieder, als der Graf in den frühern, heitern Unterhaltungston zurückfiel und in kurzer Zeit hatten sie die kleine Terrasse am Ende der Stadt erreicht. Dort standen sie still und betrachteten schweigend die stolze Reihe der Oberlandsalpen, die in klarster Reinheit sich von dem

blauen Hintergrund des Horizontes abhoben. Von der kleinen zierlichen Altels an, die droben in der Ecke so naseweis über die Riesenkette hervorguckt, bis hinunter zu den Wetterhörnern, fehlte keiner der glänzenden Riesen. Selbst das Finsterahrhorn lag im hellsten Sonnenglanze und nur das Schreckhorn suchte, gleichsam dräuend, einen dunklen Schatten auf den stolzen Nebenbuhler zu werfen.

„Wie schön! wie schön!“ rief nach einer Weile Mathilde; „unsre Oberlandsberge sind doch das Herrlichste was die Schweiz aufzuweisen hat.“

„Sie haben Recht,“ antwortete der Graf; „es gibt keinen andern Alpenzug, der ihm, so aus der Ferne gesehen, an Majestät, Ausdehnung und malerischer Abwechselung der Formen gleichgestellt werden könnte!“

„Und sehen Sie, da, hinter dem dunkelblauen Riesen und dem komischen Stockhornkegel, der von weitem wie ein Kuchen aussieht, liegt mein liebes, schönes Wimmis, wo es mir tausendmal besser gefällt, als an dem viel gepriesenen Genfersee.“

Der Graf sah sie lächelnd an und erwiederte: „Wer sich doch auch von so schönen Lippen ein so begeistertes Lob erwerben könnte! Ich habe Sie ja noch nie so lebendig reden hören.“

„Auch haben mich die Berge noch niemals so ent-

zückt; ich habe sie gar lange nicht Alle bei einander in voller Glorie gesehen.“

„Ah, ich wußte es, daß Sie mir für den Spaziergang noch dankbar sein würden. Seit Sie in Bern sind, waren sie schon manchmal so hell und klar, aber Jungfer Mathilde zog es vor in der Sophaecke sitzen zu bleiben.“

Mathilde lachte: „Ja, ich bin Ihnen auch wirklich dankbar; wenn es Constanze wüßte, würde sie mich schelten, daß ich vorher so faul gewesen. Sie liebt die Natur leidenschaftlich und hat mich immer auf die Schönheit unsers Landes aufmerksam gemacht!“

„Sie ist eine ächte, treue Schweizerseele,“ sagte Graf Rothenfels ernsthaft; jede Erinnerung an Constanze dämpfte seine Stimmung augenblicklich.

„Ach ja! unsre Schweiz ist schön, und werth, daß man sie liebt,“ fuhr Mathilde in ihrem Enthusiasmus fort; „wie konnten Sie es nur so lange im fremden Lande aushalten?“

Dem Grafen gefiel es diese Frage zu überhören, er fragte dagegen, indem er Mathilden fest ansah: „hatten Sie nicht gestern Briefe von Constanze? Ist kein Gruß darin für mich?“

Er wollte erfahren, ob Constanze ihr Herzensgeheimniß, wenn sie wirklich eines hatte, etwa der jüngeren Schwester anvertraut, aber Mathilde behielt ihre voll-

ständige Unbefangenheit. Sie rief lebhaft: „O, gewiß, ich vergaß fast ihn zu bestellen; sie fragt mich auch ob" — wie erschreckt hielt sie auf einmal inne.

„Nun?" drängte der Graf.

Sie sah ihn an, um ihren Mund spielte ein schalkhaft reizendes Lächeln und zögernd fuhr sie endlich fort: „ob Sie auch wirklich wieder ganz ein ächter, rechter Schweizer geworden sind?"

„Weiter nichts?" Graf Walter lachte, streckte seine freie Hand nach den Alpen aus und sagte mit komischem Pathos: „so schwöre ich Ihnen denn hier feierlich bei Mönch, Eiger, Riesen, so wie allen Schreck- und Wetterhörnern und wie die Ungethüme vor uns heißen, daß ich wieder ein ächter, rechter Schweizer bin und bleiben will, dafern mir nur die schöne, himmlische Jungfrau immer ihre freundlichste Miene und ein unvergängliches Glühen zeigen wird!"

Nicht lieblicher umhaucht Rosengluth die schneeigen Firnen, als nun Mathildens Wange erglühte, da der Graf sich zwar immer noch im Scherz, aber doch doppelsinnig genug bei den letzten Worten von den Bergen zu ihr wandte und nicht ihm galt der zürnende, unwillige Ausdruck mit dem sie plötzlich den Bergen den Rücken zukehrte, den Arm des Grafen heftig nachziehend. Er sah verwundert auf und grade einem jungen Mann

in's Antlitz, der ehrerbietig grüßend, langsam vorüberschritt.

„Ei, sieh da, Freudenberg!" rief der Graf, „sieht man Sie auch einmal wieder? Wo stecken Sie nur? waren Sie krank? Sie sind ja ganz eingefallen."

Der Maler blieb stehen und wollte eben antworten, das Antlitz von dunkler Gluth bedeckt. Wie gütig war das Schicksal gegen ihn! Aber Mathilde zog hastig den Schleier herab und sagte, ungeduldig mit den Füßen trippelnd zu dem Grafen: „Es ist spät, Herr von Rothenfels, wir müssen gehen, Papa wartet nicht gern." Den Grafen halb mit sich fortziehend, rauschte sie ohne Gruß, ohne aufzusehen an dem Maler vorbei, der ihr wie verloren nachstarrte. Der Graf rief ihm noch im Gehen zurück: „Verzeihung, ich suche Sie nächstens in Ihrem Atelier auf." Dann wandte er sich zu Mathilde und sagte erstaunt: „Aber, mein Gott, was kommt Ihnen in den Sinn den armen Menschen so zu behandeln?" Eine Minute hätten wir doch wohl noch Zeit gehabt."

„Nein," entgegnete sie heftig, „es ist ein Unverschämter, der mich überall verfolgt, ich mag ihn nicht sehen."

„Nun, warum soll er Ihnen nicht manchmal gerne begegnen? Das ist kein großes Verbrechen und überdies müssen Sie ihn ja auch kennen."

„Ich ihn kennen? Ich sah den Menschen niemals,

bis vor kurzer Zeit und seitdem folgt er mir wie mein Schatten."

Der Graf blieb einen Augenblick sprachlos vor Erstaunen: „Aber, Jungfer Mathilde," brach er endlich los, „wenn man Jemanden zu einem Portrait sitzt, kennt man ihn auch."

Mathilde blieb stehen und sah den Grafen nicht weniger verwundert an, als er sie. „Was sagen Sie da? Noch nie ist ein Portrait von mir gemacht worden und am wenigsten von diesem aufdringlichen Menschen." Es war gut, daß sie in ihrer eignen Verwirrung und Aufregung die des Grafen nicht bemerkte. Was bedeutete dies Alles? War Mathilde wirklich so unschuldig wie sie aussah, oder eine abgefeimte Lügnerin? Es war hier nicht der Ort dies näher zu untersuchen; nach kurzem Schweigen sagte er ruhig: „Entschuldigen Sie meine kühne Behauptung; ich habe mich geirrt. Bei der Familie Wattwyl sah ich ein Bild der Tochter, das Freudenberg gemalt."

So lebhaft das Gespräch anfangs gewesen, so einsylbig ward es jetzt. Mathilde eilte nach Hause zu kommen, der Graf war zerstreut und aufgeregt; der bloße Gedanke, daß man ihn, Graf Walter von Rothenfels, irgendwie täuschen wolle, regte ihn bis zur Wuth auf. Er beschloß sogleich nach Tisch den Maler aufzusuchen. Nach Hause gekommen, brachte ihm der Bediente einen

Brief, der am Morgen eingelaufen. Er war von Constanze. In Folge der ausgetauschten Neujahrsgeschenke, — denn auch Constanze hatte dem Grafen eine kleine Ueberraschung bereitet, hatte sich ein freundschaftlicher aber nicht lebhafter Briefwechsel zwischen ihnen entsponnen. Es war die einzige positive Freude, die Constanze nach des Grafen Abreise geblieben.

Heute fühlte er sich auf's unangenehmste überrascht von dem warmen, fast leidenschaftlichen Ton, der ihre Zeilen durchwehte. Je länger die Abwesenheit des Grafen währte, je sehnsüchtiger wurden Constanzens Gefühle, je festere Gestalt nahmen ihre Träume an und je sicherer ward sie ihres künftigen Glücks. Je weniger sie die Wahrheit sehen wollte, je verblendeter ward sie. „Wir sind erst im März und schon wehen Frühlingslüfte," schrieb sie; „gewiß kommen Sie auf mein Gebot, Ihnen, theurer Freund, zu zeigen, wie schnell auch unser Winter dahinflieht und Sie um so sichrer in der schönen Heimath festzuschmeicheln. Jeden Tag sieht mein Auge, ein anderes würde es schwerlich erkennen, die Schneelinie an den Bergen sich verkürzen und mein Herz jubelt bei dem Gedanken wie bald, wie bald unser einsames Schloß wieder durch Ihre Gegenwart Glanz und Licht gewinnen wird. O, wie sehne ich mich darnach und auch nach Mathilde, dem lieben Kinde, der ich tausend Grüße durch Sie sende, u. s. w."

Der Graf zerknitterte das Blatt: „ich bin zu weit gegangen," seufzte er, „ich hätte nicht so lange dort bleiben sollen." Dann, mit der Miene des verwöhnten, siegbedürftigen Mannes, warf er den Kopf zurück und sagte: „was kann ich dafür, daß alle Frauen mich lieben? Ich thue wenig genug dazu, und was mich Constanzen gegenüber weiter fortriß, war mehr Mitleid als Liebe. Nun aber muß ich so schnell als möglich erfahren, ob die kleine Mathilde eine vollendete Kokette, oder nur ein ungezognes, kleines Dämchen ist. Wie unartig betrug sie sich gegen den armen Freudenberg!" Da, wie ein Blitz durchzuckte ihn die Erinnerung an Constanzens Befangenheit und ihr rasches Abbrechen, als er des Malers gegen sie erwähnt hatte; dazu Mathildens Unwille, das Verläugnen ihres Bildes — ohne Zweifel, hier waltete ein Geheimniß ob, das man ihm um jeden Preis verhüllen, vielleicht gar ihn dupiren wollte? —

XI.

Kaum eine halbe Stunde später stand Graf Rothenfels vor dem Atelier des Malers. Seinem Anpochen antwortete ein mürrisches „Herein!“ und seine Brust hob sich freier, denn jetzt noch länger zu warten, wäre ihm unerträglich gewesen. Bei seinem Eintreten sah er den Maler sich rasch erheben und ein Blatt Papier über einen Gegenstand schieben, den er augenscheinlich vorher betrachtet hatte. Dem Grafen fiel es jetzt noch mehr auf, wie bleich und eingefallen der junge Mann aussah; er reichte ihm freundlich die Hand und fragte nach seinem Befinden. Der Maler murmelte etwas zwischen den Zähnen, deutete dann auf einige größere Aquarellen, die auf einer Staffelei aufgestellt waren und lud den Grafen ein, sie zu betrachten. Dieser hielt sich aber jetzt nicht länger, wendete sich rasch nach dem Maler um, welcher sich wieder an den Tisch gesetzt hatte den Kopf in die Hand gestützt, und sagte: „sagen Sie einmal,

Freudenberg, wann und wo haben Sie denn eigentlich Mathilde von May gemalt?"

Wie von einer Natter gestochen, fuhr der junge Mann bei Nennung dieses Namens empor; die Eifersucht auf den Grafen, welche ihn fast verzehrte, loderte wild auf. Dann sich besinnend, drehte er sich kurz um, setzte sich wieder und sagte gelassen: „wie kommen Sie zu dieser Frage, Herr Graf! ich habe die Dame nie gemalt."

Dem Grafen stieg das Blut in die Höhe; um sich zu fassen, ehe er weiter fragte, wendete er sich nach der Staffelei. Es waren italienische Landschaften die da standen; im hellsten Sonnenglanze lag vor ihm der Golf von Neapel mit weißen Segeln bedeckt, daneben die blaue Grotte von Capri und darüber stand Sorrent, alles meisterhaft ausgeführt. Er kam sich vor wie in einem Traume — warum stand er an dieser Stelle leidenschaftlich erregt und geärgert, warum war er nicht dort, an jenen lachenden Gestaden, wo er Jahre lang glücklich und sorglos gelebt? Ruhiger und gefaßter wendete er sich wieder zu dem Maler: „Na, na, Freudenberg, warum so geheimnißvoll? Das Bild von Jungfer Mathilde macht Ihnen ja alle Ehre; es ist reizend ausgeführt; verleugnen Sie es nicht länger, denn ich habe es selbst gesehen."

Dem Maler that es in innerster Seele wohl, den Menschen, den er seit Wochen haßte, zu ärgern und zu

kränken. Er zuckte mit den Achseln und antwortete kaltblütig: „der Herr Graf wissen mehr als ich."

Graf Walter griff sich an die Stirne. War er von Sinnen oder der Maler? „Aber Mensch," rief er, „man kann doch keine Person malen, die man nicht gesehen, die nicht dazu gesessen?"

„In der Regel verhält es sich so, Herr Graf," antwortete Freudenberg, der Alles zu durchschauen begann und darum innerlich nur noch wüthender wurde, mit so höhnischem Ton, daß die kühle Ruhe, welche den Grafen gewöhnlich auszeichnete, ihn nun vollständig verließ.

„Ich bin gekommen die Wahrheit zu hören und ich werde sie erfahren," rief er gebieterisch; „ich habe ein Recht darnach zu fragen. Das Bild, Herr Freudenberg, ist in meinem Besitz, weil ich es besitzen darf, verstehen Sie mich? Noch einmal, wann und wo haben Sie es gemalt?"

Dieses Geständniß raubte dem Maler seine ganze mühsam bewahrte Fassung; er sprang auf, riß das Blatt hinweg, das vor ihm lag und schrie: „und ich besitze es auch, Herr Graf, und mit gleichem Recht!" Damit hielt er dem Grafen das nämliche Bild entgegen, welches dieser wohlverwahrt daheim in seinem Pulte wußte.

Der Graf wankte; so schlimm hatte er sich die die Sache nicht gedacht: „Unverschämter!" rief er drohend, „Sie haben einen Raub begangen!"

Der Maler wich hinter den Tisch zurück und schrie hohnlachend: „Ha, ha, Herr Graf, glauben Sie auch, der Künstler sei nur dafür da die Schönheit auf höheren Befehl und für Geld nachzubilden, um sie dann wieder zu vergessen? Dies reizende Gesicht zum zweitenmal dem Schöpfer nachzubilden, war mein Werk, wer will mich hindern mir meinen Theil davon zu bewahren?"

„Ich, ich will Sie hindern! Sie geben augenblicklich dieses Bild heraus, das Ihnen nicht gehört."

„Mit Nichten, Herr Graf, es gehört mir nicht allein mit dem Recht des Künstlers, sondern auch im Namen derer, die mir gestattet, es zu behalten!" Bei diesen Worten drückte er das Bild leidenschaftlich an seine Lippen.

Graf Walter sank sprachlos auf den Stuhl des Malers; ein Wuthschrei entrang sich seinen Lippen. „Dies werden Sie beweisen müssen," sagte er endlich dumpf.

„Wollen Sie diese Locke zum Beweis?" schrie der Maler und riß aus seiner Brusttasche die dunkle Locke, Constanzens Abschiedsgruß. „Kennen Sie diese reiche, dunkle Welle? Mir gehört sie und diese süßen Lippen haben auf den meinigen geruht, wie ich jetzt dies todte Elfenbein umarme!" Dabei küßte er wiederholt das Bild.

Der Graf richtete sich hoch auf; diese Scene war

ihm zu stark und gab ihm seinen Stolz zurück. „Freudenberg, Sie sind wahnsinnig heute," sagte er ernst; „ich gehe, wir werden später weiter darüber reden." Damit verließ er rasch das Zimmer.

„Dem habe ich genug gegeben, per sè!" höhnte der Maler ihm nach; „was mir bei Constanze glückte, kann mir auch bei Mathilden gelingen, die ich liebe wie ein Rasender!" Darauf versank er in ein Meer jener unsinnigen, abenteuerlichen Träumereien, wie sie unglücklich Liebende von jeher beschäftigten und trösteten. —

„Verrathen! betrogen, schändlich betrogen!" Diese Worte wiederholte sich Graf Walter wohl zwanzigmal auf dem kurzen Wege bis zum Hause des Onkels, das er mit ihm bewohnte. Mit demselben Ausruf stürmte er auch in dessen Zimmer. Der Alte war wo möglich noch dünner geworden und hustete noch stärker als einige Monate vorher; er sah verdrießlich von seinem Zeitungsblatte auf, in dessen Lecture ihn nach Tisch nicht zu stören, strenges Hausgesetz war. „Was fällt Dir ein, Walter?" sagte er, „bei Tische hast Du kaum die Speisen angerührt, bist vor dem Entremet fortgelaufen und nun störst Du mich auch noch obendrein."

„Man hat mich betrogen, verrathen, Onkel! wissen Sie nicht darum?"

„Betrogen, verrathen, mein Junge? Sind es wieder

die abscheulichen Demagogen die uns mit neuen Umtrieben plagen?"

„Ach nein, davon ist jetzt keine Rede; können Sie mir nicht sagen Onkel, wann das Bild Mathildens gemalt ist, das Sie mir vor einigen Monaten gegeben?"

„Wann? per sè, wie soll ich das wissen? Im vorigen Sommer wahrscheinlich."

„Wo hat Mathilde dazu gesessen?"

„Mathilde? ach ja, jetzt fällt es mir wieder ein; es ist ja gar nicht Mathildens Bild; nun das Original da ist, braucht es kein Geheimniß mehr für Dich zu sein."

„Nicht Mathildens Bild? sind Sie von Sinnen?"

„Weniger als Du," sagte der Alte ärgerlich und griff nach seiner Zeitung; „Mathilde war ja fort im Welschland und dort verstehen die Herren Pinsler nicht viel vom Handwerk; da hat der schlaue, alte Fuchs der Rudi statt ihrer die Constanze malen lassen. Die war in der Nähe. Die beiden Mädchen sehen sich ähnlich wie ein Ei dem Andern und so hat mein Herr von May sich und dem Freudenberg die Reise nach Vevey gespart. Ganz gescheit, per sè!"

Der Graf athmete hoch auf; daß er daran nicht gedacht, bewies wie weit entfernt er in seinem Innern von ähnlichen Schleichwegen war.

„Aber Onkel," fuhr er nach einer kleinen Pause

fort: „wo geschah denn das? war Freudenberg in Wimmis?"

Der Alte hatte schon wieder zu lesen begonnen und antwortete kurz: „Natürlich, wo denn sonst? Der Farbenheld trieb sich den halben Herbst da oben herum. Er konnte sich Zeit nehmen, denn es machte der Constanze Spaß ihm recht oft zu sitzen, es war dem armen Ding ein Zeitvertreib."

Vor des Grafen Blicken ward es immer heller. „Sie wissen also gewiß, daß Freudenberg Mathilde von May nie gekannt und gesehen?" fragte er unerschütterlich weiter, trotz der Ungeduld des Onkels."

Dieser mußte erst einen Hustenanfall überwinden, ehe er antworten konnte: „Gott's Donner," sagte er endlich, „Du bringst mich ganz aus dem Concept. Ich will Dir nur auf einmal Alles sagen, damit ich wieder meine Ruhe bekomme. Siehst Du, der Rudi hat mich schon auf der Schule oft überlisten wollen und bildete sich dann immer ein, ich merke nichts; in kleinen Dingen ließ ich's zuweilen gehen, in großen kam er mir doch niemals bei. So war es auch in dieser Sache. Die Constanze ist gescheit und weiß zu sprechen; da dachte er wie der alte Jakob mit der Lea: wenn ich die dem Grafen Walter aufhängen kann, ehe er meine schöne, kleine Rahel sieht, soll mir's noch lieber sein. Nicht dumm, gar nicht dumm, per sè!" Eine Prise

ließ eine kleine Kunstpause entstehen, während deren der Graf ungeduldig auf und abschritt.

„Ich ließ mir nichts merken,“ fuhr der alte Herr endlich fort, „ließ Dich wochenlang ruhig drüben in Wimmis, freute mich, daß es Dir dort wohlgefiel; aber daß Du mir keine lahme Nichte in's Haus führen würdest, darüber war ich unbesorgt, dazu kannte ich Deinen Geschmack doch besser.“

„Das war aber unverantwortlich mit dem Mädchen gespielt,“ antwortete Walter auf das Kompliment des Onkels.

„Bah, gespielt! Sie wußte ja nichts davon, wußte nicht einmal für wen sie gemalt wurde und fand am Ende doch noch ihre Rechnung dabei. Jungfer Constanze soll gar nicht unempfindlich gegen die Artigkeiten des Malers gewesen sein; die kleine geschwätzige Pfarrersfrau drunten in Spiez wußte allerhand darüber zu erzählen.“

Dem Grafen stieg es siedendheiß in die Wange; die widerwärtige Scene mit dem Maler stand wieder vor seinen Blicken. Also Constanze war es, die er meinte; deren Bild hatte er umarmt, deren Locke ihm als Siegestrophäe entgegengehalten, wegen der Aehnlichkeit mit ihr, suchte er Mathildens Anblick — nun war Alles erklärt. Diese Constanze also, die er als eine Schwester und Freundin geliebt, war nichts als eine gewöhnliche

Kokette, die dasselbe Spiel mit ihm gespielt, wie sie es einige Monate früher mit dem Maler getrieben. Jeder Vorwurf seines Innern, jedes Mitleid, das er noch vor zwei Minuten mit ihr empfunden, war vergessen, auf ewig hinweggedrängt, aber um so lieblicher und reiner tauchte Mathildens Bild empor.

„Sie sind also ganz sicher, lieber Onkel, daß Mathilde wirklich nie zu einem Bilde gesessen, daß sie den Maler nie gesehen hat?" fragte er noch einmal mit so ernstem, dringenden Ton, daß ihn der Onkel ganz erstaunt ansah.

„Mein Ehrenwort darauf, per sè!"

„Gut, so werde ich Ihnen sogleich das Bild zurückgeben. Als Constanzens Portrait hat es nicht den mindesten Werth für mich; auch finde ich jetzt, da ich Mathilde kenne, eine Menge von Unähnlichkeiten."

„Wie Du willst! hoffentlich behältst Du ja Mathilde selbst. Nun, wie ist's, alter Junge?" Seit lange hatte der Onkel keine directe Frage gewagt, jetzt hielt er den Moment passend dafür. Der Neffe stand vor ihm und sah auf ihn nieder; tiefaufathmend antwortete er nach einer kleinen Pause: „In Gottesnamen, Onkel! ich bin entschlossen, ich will Italien und meinen dortigen Verbindungen Valet sagen und mir, wie Sie es wünschen, in der Schweiz einen Herd gründen." Der Alte wollte sich erheben seinen Neffen zu umarmen; der aber hielt

ihn noch zurück: „doch nur unter der Bedingung, daß niemand Mathildens Unbefangenheit stört, daß man ihr nichts von Euren kalten Plänen sagt, daß ich ihrer Liebe mich selbst so versichern kann, wie ich es wünsche. Sagen Sie das Ihrem Freund; ich mag mit dem widerwärtigen, alten Vogt nicht darüber reden.“

„Zugestanden, zugestanden!“ jubelte der Alte; mache Alles wie Du willst, nur bleibe bei uns!“ —

Mit seinem gewöhnlichen Triumphatorschritt ging der Graf die Arkaden ruhiger hinab, als er gekommen. Er war in seinem Selbstbewußtsein wieder ungeheuer gewachsen. Wie tugendhaft, wie moralisch gehoben fühlte er sich der armen Constanze gegenüber, die es gewagt hatte, erst einen Maler und dann ihn zu lieben, wenn sie nicht etwa bloß mit ihm kokettirt und dabei an den eigentlichen Liebhaber gedacht hatte. Daß er selbst zwei Schwestern nacheinander den Hof gemacht und jetzt im Begriff stand, ein drittes Wesen, das ihm nahe gestanden hatte, zu verlassen, war dagegen natürlich gar nichts, denn — er war ein Mann. — Mit derselben souverainen Verachtung gedachte er des Malers; er hatte ihn für seine Frechheit exemplarisch strafen wollen; doch wozu? Was ging es ihn an, daß Constanze sich mit ihm compromittirt; man konnte ihm die unschuldige Freude gönnen ihre Locke und ihr Bildniß anzubeten; und was Mathilde betraf, so war er da, sie

vor seinem zudringlichen Anschauen zu schützen. Am Ende dieser Betrachtungen war Graf Rothenfels wieder vollständig abgekühlt und Herr seiner selbst. Dann zog er die Schelle an der Pforte des Herrn von May, sich zu erkundigen, wie der schönen Mathilde der Morgenspaziergang bekommen.

XII.

Hatte Graf Rothenfels seit Jahren keinen Winter gekannt, so war ihm auch dagegen die Wonne eines nordischen Lenzes fast fremd geworden; und ein rechter, echter Frühling war es, der sich dieses Jahr ungewöhnlich zeitig einstellte und heraus aus der finstern, immer noch feuchten, kalten Stadt, auf's Land und vornehmlich an die Seen lockte, wo früher als irgend sonst das Erwachen der Pflanzenwelt sich einstellt und die blaue Wasserfläche mit dem Himmel an heitrem Glanze wetteifert. Während drinnen im Gebirge auf den aufthauenden Wegen Menschen und Saumthiere noch mühsam ihre Pfade suchen mußten, belebte den schönen Thunersee schon wieder ein buntes, reges Gewimmel. Barken, Gondeln und Nachen schossen darauf hin und her, als wollten sie prüfen, ob ihnen der Winter noch einige Schnellkraft gelassen; weiße Möven segelten mit ihnen in die Wette und die Spaziergänger, welche gekommen, das langentbehrte Schauspiel zu genießen, belohnte noch obendrein eine Fülle

duftender Veilchen und gelber Crocusse, die überall üppig auf den grünen Matten emporsproßten, welche den Thunersee am Ausfluß der Aare umgeben. — Wenn es einmal draußen so aussah, duldete es den Vogt nicht mehr lange auf der Junkergasse, er sprach von Abreisen und Mathilde kam seinem Wunsche bereitwilligst entgegen. Was etwa noch von rückstehenden Wintervergnügungen nachzuholen war, verschwand vor dem Wunsche ihre Schwester wieder zu umarmen und das freundliche Heimaththal zu begrüßen, in welchem trotz seiner rauhen Umgebung doch der Herbst länger zu verweilen und der Frühling lieber zu kommen schien als sonst wo. Seitdem nun gar Graf Walter erklärt hatte, er werde mit ihnen abreisen, obgleich sein Onkel noch durch Unwohlsein in Bern zurückgehalten wurde, blieb keiner ihrer Gedanken mehr in der Stadt zurück, und als an einem klaren, sonnigen Aprilmorgen der Graf bei Herrn von May eintrat und erklärte, seine Barke sei verabredetermaßen am folgenden Tage bereit, ihn und Mathilde von Thun nach Spiez zu bringen, begrüßte sie den herrlichen Plan mit heller Freude.

An einem noch köstlicheren, wärmeren Morgen als der vorhergehende gewesen, wendeten sie der düsteren, kalten Bundesstadt den Rücken und fuhren in dem zwar noch frischen aber von Sonnenglanz durchzitterten Tag hinaus. Mathilde war ganz Glück, ganz Freude. Ihr

junges Herz, erfüllt von Sehnsucht nach der langentbehrten Schwester und halb noch unbewußter Liebe für den schönen Mann an ihrer Seite, geschwellt in der Erwartung eine liebe Heimath wieder zu sehen und entzückt von der frischen, erwachenden Pracht der sie umgebenden, großartigen Natur, goß mit seinen Empfindungen einen Glanz und einen Ausdruck über ihr schönes Gesicht, der es selbst in jenen Stunden, wo die ausgesuchtesten Huldigungen sie umgaben, nicht belebte.

Mit fast unerträglichem Schmerz empfand dies der Maler, der es sich nicht hatte versagen können, dem Wagen, welcher Mathilde fortbrachte bis auf die Höhe nach Münsingen zu, voraufzugehen, um da noch einmal sein Idol zu sehen, ehe er ihm nach Wimmis folgen konnte, wo er beschlossen hatte, den ganzen Sommer zuzubringen. Mit stolzer Freude dagegen erfüllte ihr Anblick das Herz des Grafen, dessen kühle Ruhe nach und nach fast in leidenschaftliche Wallung übergegangen war.

Daß zwischen ihm und Constanze seiner Meinung nach alles zu Ende war, ließ ihn um so freudiger an sein bevorstehendes Glück, an den Triumph denken, das schönste Mädchen weit und breit, als seine Gattin heimzuführen.

Unter muntren Gesprächen und Neckereien erreichte man Thun und nach einem schnellen Mittagsmahl eilte

die kleine Gesellschaft an den See. Mit einem Schrei des Entzückens begrüßte Mathilde den blauen, flimmernden Wasserspiegel und die wunderbare Silberkette, die seinen Hintergrund abschließt. Am Ufer wiegte sich die Barke des Grafen, mit bequemen Sitzen versehen, einem Zeltdach überspannt auf dem bunte Fahnen lustig wehten, und mit kräftigen Ruderern bemannt. Von des Grafen Hand geleitet, sprang Mathilde leichtfüßig in das Boot, der Vogt folgte, und hinaus in den See flog das leichte Fahrzeug in die Wette mit den Möven, die es von allen Seiten umschwirrten und umgaukelten. Es gibt kein lustigeres Fahren auf der Welt, als das in einer Barke auf so einem glatten Schweizersee, in dessen krystallne Fluth zu versinken weniger ein Graus als eine Wonne dünkt. Wie ganz anders auch nimmt sich die Landschaft, von der niedren Wasserfläche gesehen, aus. Noch einmal so hoch schienen die in blauen Duft gehüllten Berge emporzusteigen, fast droben im Himmel die weißen Landhäuser und Schlösser zu liegen, welche dicht aneinander gedrängt, bis zur Spitze hinauf den mächtigen, grünen Bergeshang bedecken, welcher zur Linken den Thunersee einrahmt. Wenn das Auge sich gesättigt an der nächsten Schönheit, fliegt es entzückt hinauf zu dem blendenden Glanze der Blümlisalp, der Königin des Sees, die ihn vor allen andern Alpenscenen bevorzugt und seine klare

Fläche zum Spiegel ihrer majestätischen Formen erkoren hat.

Mathildens Blicke suchten alle ihr bekannten Orte auf; auf diesem Schlosse, in jener Villa wohnten Freunde oder Verwandte, aber mit wahrem Jubel begrüßte sie jene, im Sommer von dichtem, saftigen Grün umwachsene, tiefe Felsschlucht zur Rechten, aus der wie rasend, die Kander hinabspringt in den stillen, friedlichen See. Dieses wilde Wasser kam ja von drüben aus dem sonnigen, baumreichen Thale und brachte Mathilden den ersten, sichtbaren Gruß aus der nahen Heimath.

„So schön und stürmisch ist meine Schwester!“ rief Mathilde; „ich muß immer an Constanze denken, wenn ich dieses Wasser sehe.“

„Dummes Zeug!“ brummte der Vogt und wendete sich so unsanft auf seinem Sitz herum, daß die leichte Barke in heftiges Schwanken gerieth. Mathilde und der Graf, die ihm schräg gegenüber saßen, fühlten den Stoß so empfindlich, daß der Graf unwillkührlich nach Mathildens Hand faßte, die sie ihm aber bald wieder, tief erröthend entzog, als er ihr zuflüsterte: „ich mag den friedlichen, sanften See aber lieber und kenne auch Jemand, der diesem gleicht.“ Mathilde, ihre Verlegenheit zu verbergen, bog sich über den Rand des Bootes und senkte ihre Hand in das klare Wasser, sie mit den leichten Wellen dahin treiben lassend. Der Graf aber,

dem das rasche Umwenden des Vogts einen lästigen Zuschauer entfernt hatte, konnte es in diesem Augenblick nicht über sich gewinnen, seinen Vortheil nicht weiter zu verfolgen. Ueberdies war die Scheidestunde ganz nahe und er hatte sich vorgenommen, zuvor ein entscheidendes Wort zu Mathilde zu sprechen, ehe er bei dem Vater um sie warb.

Wie spielend ließ er gleichfalls seine Hand in das spritzende Naß gleiten und beide lachten, wie ihre Hände hintereinander drein zogen, bald von den spielenden Wellen ganz nahe zusammengeführt, bald wieder getrennt. Aber nur zwei Minuten lang ließ der Graf dem willenlosen Spiele freien Lauf; in der nächsten ergriff er die kleinen, weißen Finger, die in der klaren Welle noch rosiger as sonst erschienen, schlang sie um die seinen fest, wie sehr sie sich auch mühten zu entrinnen und sagte leise:

„Mathilde, Ihre Hand ist jetzt mein, darf ich sie auf immer behalten?"

Das arme Kind, wenig vorbereitet auf eine Erklärung vor so vielen Zeugen und noch nie ganz Herr geworden über eine gewisse, wenn auch angenehme Scheu, welche der Graf ihr einflößte, fand weder die Kraft die Augen aufzuschlagen, noch eine Sylbe zu entgegnen. Ihr Haupt, von dunkler Gluth bedeckt, senkte sich auf die Brust und nur ein leiser, leiser Druck ihrer gefangengehaltenen Hand, sagte dem Grafen, daß er dieselbe nicht umsonst

erfleht. Noch einen Augenblick schwammen ihre engverschlungnen Hände in dem trügerischen Element, das sie vereinigt hatte, da rief der Vogt mit seiner schallenden Stimme:

„Na, da wären wir ja in Spiez; das alte Nest hat gut überwintert, es sieht wieder ganz frisch aus."

„Ja da wären wir!" sagte der Graf, und seine Stimme klang wie ein lauter Triumphton, „nun ziehen Sie nach rechts und ich nach links, aber in den nächsten Tagen werden Sie von mir hören."

Man war an der Landungsbrücke; der Graf half Mathilden beim Aussteigen, aber trotz seiner Bemühung gelang es ihm kaum einen Blick von ihr zu erlangen. In lieblichster Verwirrung hielt sie die Augen gesenkt, und wagte selbst nicht aufzusehen, als sie bereits in dem Wagen saß, den der alte Jakob an der Brücke bereit gehalten hatte, aber zu seinem gerechten Erstaunen von der jungen Herrin kaum bemerkt und begrüßt wurde.

Um so lauter und vernehmlicher verabschiedete sich der Vogt von dem Grafen, und mit zufriednem Lachen beantwortete er dessen wiederholte Versicherung, daß er in ganz kurzer Zeit an ihn schreiben, oder selbst kommen werde. Seine Stellung in der Barke war nicht schräg genug gewesen, um dem immer listig umherspähenden Auge zu verbergen, wie angelegentlich der Graf mit seiner schönen Tochter flüsterte und wie purpurn sich dabei ihre

Wange färbte. Der Gedanke an Constanze dämpfte auf einen Moment seine stolze Vaterfreude, aber die natürliche Kälte und Härte seines Herzens half ihm schnell über jenes unbehagliche Gefühl hinaus, und mit seinem bewährten Sorgenbrecher, einem leichten, scharfen Pfeifen brachte er sich bald wieder in das übliche Gleichgewicht.

Mathilde, den süßesten Träumen hingegeben, unterbrach ihn nicht; in eine Ecke des Wagens gedrückt, schien es ihr, als ob sie durch die Luft fliege, und wirklich bog das Fahrzeug auch schon bald in das weite, liebliche Thal ein, das der erste Hauch des Frühlings bereits mit seinem Zauber füllte.

Mit dem lauten Jubel eines seligen Herzens, dem am selben Tage erstes Liebesglück, erste Frühlingswonne und erste Rückkehr in eine liebe Heimath geschenkt war, begrüßte Mathilde den Anblick der alten, wohlbekannten Thürme und winkte sie schon von weitem nach der Altane hinauf, ehe noch das schärfste Auge Jemand da oben erspähen konnte. So kam sie, ahnungslos was sie dort erwartete, fremd den Verwicklungen, die Lüge, Egoismus, leichtsinnige Tändelei und Schonungslosigkeit zu einem Netze verwoben, in welches ein oder das andere Opfer sich rettungslos verstricken mußte.

Sie sah nur, als sie die steile Treppe hinaufflog, die weitausgebreiteten Arme der Schwester, in die sie

sich mit der ungestümen Hast eines Kindes stürzte und in stürmischer Umarmung die Gefühle ausströmte, welche sie heute schon bewegt hatten. Sie bemerkte nicht, wie Constanzens Blick über ihr lockiges Haupt hinaus, das sie an deren Busen barg, hinabstarrte, wie ihr Gesicht sich verfinsterte, als ihr die Gewißheit ward, daß Graf Walter, den sie erharrte und ersehnte mit einem Schmerz, einer Ungeduld, die sich fast bis zum Unerträglichen gesteigert hatten, nicht mitgekommen war.

„Komm Kind," sagte sie endlich tonlos zu Mathilde, welche sie immer noch herzte und umhalste, „ich muß niedersitzen, ich bin ganz ermüdet vom Stehen." Mathilde führte sie rasch zum Sessel, der heute wieder zum Erstenmal auf die Altane gerollt war, kniete dann zu der Schwester Füßen nieder, legte den Kopf in ihren Schooß und sagte: „da bin ich, Constanze; nun wollen wir wieder auf diesem Plätzchen zusammen sitzen und lachen und plaudern. O, wie viel, wie viel habe ich Dir zu erzählen und Dich um Rath zu fragen. Aber," unterbrach sie sich plötzlich selbst und hob den Kopf empor: „aber Constanze, Du bist furchtbar bleich, Du bist doch nicht krank gewesen und hast es uns verschwiegen?"

In der That, Constanze war todtkrank an Leib und Seele seit jenem Tage, an welchem sie Graf Walter ihren letzten Brief geschrieben und von Stunde zu Stunde

eine Antwort darauf vergeblich erwartete. Sie hatte ihm ihr ganzes Gefühl verrathen und — er schwieg. Tage und Wochen vergingen, ohne daß sie von dem Grafen mehr hörte als eine flüchtige Erwähnung seines Namens in Mathildens Briefen. Je mehr sich Letztere damals schon für den Grafen interessirte, um so weniger vermochte sie, nach wahrer Liebe Art von ihm zu reden und er selbst forderte sie auch nicht dazu auf, indem er Constanzen nie mehr grüßen ließ, ja, sie kaum mehr erwähnte. Constanze litt unsäglich unter dieser Qual der Ungewißheit. Von ihrer eignen ungeheuren Leidenschaft verblendet, spiegelte sie sich die abenteuerlichsten Ursachen vor, um sein Schweigen zu erklären, nur die Wahrheit kam ihr niemals in den Sinn, nie die Annahme, daß ihre eigne Schwester das Herz gewonnen, welches sie fest zu besitzen glaubte.

Die letzten flüchtigen Zeilen Mathildens hatten sie davon benachrichtigt, daß Graf Rothenfels sie und den Papa über den See bringen werde und man ihnen den Wagen nach Spiez schicken solle. Augenblicklich hatte ihr müdes, zerschlagenes Herz die Hoffnung, ja die Gewißheit daran geknüpft, der Graf werde mit nach Wimmis kommen. Endlich mußte sich ja doch ihr Schicksal entscheiden! Die furchtbare Blässe, welche in der That ihr Antlitz bedeckte, der kalte Schweiß, der ihre weiße Stirne bethaute, legten genugsam Zeugniß dafür ab,

wie furchtbar sie die neue Täuschung empfand und wie gewaltsam sie sich beherrschte.

Auf Mathildens besorgte und wiederholte Anfrage konnte sie nicht antworten; ein einziger Laut hätte unaufhaltsam den Thränenstrom hervorgelockt, der stürmisch an die gesenkten Lidern pochte und sie fast zersprengen wollte. Sie schüttelte nur schweigend das Haupt, preßte wiederholt ihre kalten Lippen auf Mathildens weiche, runde Wange und streichelte ihr Haar. Da polterte aufs Neue der Vogt die Treppe herauf, nachdem er wohl schon sechsmal auf und abgestiegen; sich die Stirne wischend und auf einen Stuhl fallend, rief er: „Gottlob, daß doch Alles richtig da und herauf geschafft ist; wenn ich mich nicht um diese Sachen kümmre, denkt kein Mensch daran, Ihr könnt Euch nur küssen, statt zu helfen, per sè!“

„Der Papa macht es ja doch immer am Besten, darum bleiben wir ihm nur aus dem Wege,“ sagte Mathilde umschauend und ihm freundlich zunickend.

„Ja, sei nur ruhig, Schmeichelkatze!“ antwortete er, wieder aufstehend und ihr auf die Schulter klopfend: „Du wirst Deinen Mann einmal schön pantoffeln!“

„Ich habe ja noch keinen,“ antwortete sie und sah ihn so schalkhaft dabei an, daß der Alte noch stärker lachte und ihr mit dem Finger drohend, ausrief:

„Schweige nur, Du Hexe, hast Du mich unterwegs für blind gehalten?"

Die kleine unschuldige Scene überschauerte Constanzens Herz wie mit Eiseskälte; fast unwillkührlich drängte sie Mathildens Haupt hinweg und nöthigte sie sich von den Knieen zu erheben. Mathilde stand auf, und lehnte sich mit dem Rücken an die Brüstung der Altane, Constanze grade gegenüber.

„Wie groß Du geworden bist!" flüsterte Constanze, „wie groß und stark." Fast hätte sie hinzugesetzt, „wie schön!" indem sie zu der Schwester hinauf sah, die sie als halbes Kind verlassen und nun als völlig entfaltete Jungfrau vor ihr stand.

„Ja, ja," schrie der Vogt wieder dazwischen, „sie kann jeden Tag heirathen! Aber, der Tausend, ist das warm für einen Apriltag! ganz gewiß gibt es heute noch ein Gewitter."

In der That zogen sich von der Seite des Thunersees her, leichte Wolken zusammen und die Luft war heiß und schwül, trotz der frühen Jahreszeit.

„Ein Gewitter," wiederholte Constanze fast mechanisch, „vielleicht liegt es darum so schwer auf mir."

„Es ist gut, daß wir da sind, Papa," unterbrach sie Mathilde; sieh nur wie bleich Constanze ist, das Alleinsein hat ihr nicht gut gethan!"

Der Alte räusperte sich und sagte dann mit dem

trockensten, gleichgültigsten Ton: „es ist wahr, vor Neujahr sah sie besser aus und hatte so volle rothe Wangen wie Du; das wird schon wiederkommen. Aber daß ich's nicht vergesse, Constanze, Graf Walter läßt Dich auch grüßen. Er wird wohl in der Nähe einmal herüber kommen!"

Er beugte sich bei diesen Worten über die Brüstung der Altane, als habe er unten etwas zu sehen und bemerkte auch wirklich nicht, wie bei der unerwarteten Nennung dieses Namens eine lichte Gluth über das Antlitz beider Schwestern lief. Eine Jede sah es von der Andern; die Eine voll Staunen, die Andre mit dem tiefen Erschrecken, ja Entsetzen, mit dem unser Auge plötzlich aus heiterm Himmel den Strahl des Blitzes zucken und zu unsern Füßen einschlagen sieht. Sie hörten es kaum, wie der Papa, noch nothwendiger Geschäfte gedenkend, sich wieder pfeifend entfernte, nachdem er Aeuni geboten das Gouter zeitig bereit zu halten, und jetzt noch einmal nach dem Gepäck zu sehen, worauf auch diese hinab ging.

Wohl noch eine Minute lang ruhten die Blicke beider Schwestern fragend und staunend aufeinander, bis die verrätherische Gluth entwich und Mathilde mit süßem, verschämten, ach! nur zu vielsagendem Lächeln, die Augen niederschlug, während Constanzens Züge wieder eine geisterhafte Bläße bedeckte. Mit erstickter Stimme,

aber fast gebietendem Tone rief sie: „Mathilde, antworte mir die Wahrheit; weshalb wurdest Du so roth, als Graf Rothenfels genannt wurde?"

Da lag Mathilde wieder zu der Schwester Füßen, das Haupt in ihrem Schooße und die Arme um sie geschlungen, während die lang zurückgehaltenen Thränen der Freude unaufhaltsam dahinströmten.

„Weil wir uns lieben," flüsterte sie entzückt, „weil er es mir heute gesagt und bei dem Papa um meine Hand werben wird; o, Constanze, ich bin unaussprechlich glücklich!"

Im ersten Augenblick saß Constanze starr und unbeweglich, dann tönte ein Schrei von ihren Lippen, so dumpf, so verzweiflungsvoll wie er nur auf der dunklen Scheidebrücke vom Leben zum Tode ausgestoßen wird. Mathilde fuhr entsetzt empor, aber im selben Moment stand auch Constanze schon aufrecht vor ihr. Zum erstenmale im Leben stand sie ohne Stütze, fest, hoch aufgerichtet, jeder körperlichen Schwäche spottend und die Arme empor haltend, wie zum Schwur, rief sie wild: „Nie, nie, nie, Mathilde, wirst Du Graf Walter's Weib!" Dann sank sie zurück in ihren Sitz und ein krampfhaftes, wildes Stöhnen und Schluchzen drang aus ihrer Brust.

Selbst wie vernichtet, bemühte sich Mathilde die Unglückliche zu beruhigen und endlich gelang es ihren Bit-

ten, Küssen und Thränen, Constanze wieder einigermaßen zu sich selbst zu bringen.

Draußen auf der Gegend lag der Schimmer und Glanz des herabsinkenden Abends. Keine der Schwestern hatte ein Auge für den Anblick, der ihnen sonst so lieb gewesen; mochten die Berge glühen und verglühen, in ihren Herzen brannten schlimmere Gluthen und erloschen frohere Hoffnungen.

Erst wollte Constanze die Schwester mit harten Worten und Vorwürfen von sich wegstoßen, aber bald mußte selbst ihr aufgeregter Sinn sich bei Mathildens Bitten, bei deren eignem Schmerz überzeugen, daß die Schwester völlig schuld- und ahnungslos sich Gefühlen überlassen, die ein Mann wie Graf Rothenfels ja nur zu wohl zu erregen verstand.

Während Mathilde auf einem Schemel vor ihr saß, ihre Hand hielt und wie erstarrt in ihr bleiches Antlitz, ihr wildrollendes Auge sah, goß sie in das harmlose Ohr der Schwester eine Erzählung voll Liebe und Wonne, Entzücken, Zärtlichkeit und zuletzt von Verrath und Betrug. Halb wie im Traume, vernahm Mathilde, wie Constanze geheimnißvoll gemalt ward, wie dann der Graf erschien, sich ihr vertraulich näherte, Tage und Wochen lang auf dem Schlosse blieb. Wie sie endlich ihr Porträt bei ihm fand, wie er sie, auf Geheiß des Vaters beim Scheiden sogar umarmte, ein nahes, freu-

diges Wiedersehen in Aussicht stellte, wie sie sich schon als seine Braut betrachtet und nun — ist es die jüngere, die makellose Schwester nach der er seine Hand ausstreckt, der er sein treubrüchiges Herz schenkt und Constanze kalt, in trostloser Sehnsucht und Verzweiflung einsam versinken läßt.

Mathilde, von des Grafen Schuld vollständig überzeugt, übermannt vom Leid der Schwester, saß zitternd, keines Wortes, keiner Thräne fähig; sie fühlte kaum daß auch ihr eignes Herz, die Rose ihrer jungen Liebe zermalmt lag unter der Felsenlast, welche die Schwester auf sie herabgestürzt. Dunkler und dunkler breitete der Abend sich aus und dunkel ward es vor ihren Blicken. Constanze hatte wenigstens das Recht und die Erleichterung zu verwünschen und zu klagen — dieser Leidenschaftlichkeit gegenüber schien Alles was sie selbst empfand, schwach und ungerechtfertigt.

Mit einem tiefen Athemzug, einem lauten, markerschütternden Gelächter schloß Constanze ihre hastige Erzählung; dann erhob sie sich wieder wie vorhin, ganz allein und zog die Schwester an der Hand zu sich in die Höhe. Eine plötzliche Ruhe schien über sie gekommen zu sein, ein tiefer Ernst lagerte sich auf ihr Antlitz und mit feierlichem Tone fragte sie Mathilde, die unfähig zu stehen, wieder in die Kniee gesunken war: „und nun sage mir, Mathilde, kannst Du den Mann noch lieben,

der mich und Dich so schändlich betrogen, kannst Du ihm jemals angehören?"

„Nein," rief Mathilde, „nein, niemals!" mit der natürlichen Entrüstung eines jugendlichen Gemüths, dem ein Treubruch noch als das erscheint, was er wirklich ist, als das Schändlichste auf Erden. Zugleich aber brach sie in ein lautes, krampfhaftes Weinen aus; es war doch nicht so leicht, auf einmal dem ersten süßen Traum des Herzens zu entsagen. Constanze zog sie in ihre Arme und ließ sie einen Augenblick an ihrer Brust ruhen, dann fuhr sie fort: „ich bin überzeugt, daß Alle und unser Vater zumeist ein schändliches Spiel mit uns getrieben; wie es zusammenhängt, weiß ich noch nicht. Doch, soviel ist gewiß, Du kannst den Mann nicht mehr lieben, der uns Beide betrogen, kannst ihm niemals angehören, darum schwöre mir," fuhr sie mit erhobner Stimme fort, „schwöre mir, bei diesen Bergen, den Hütern unsres Thales, in dem Treu und Glauben noch nicht ganz erstorben sind, bei diesen ewigen Wahrzeichen unsers Vaterlandes, schwöre mir, daß weder Güte noch Gewalt Dich jemals bewegen werden, dem Grafen Rothenfels anzugehören!"

„Ich schwöre es Dir!" erwiederte Mathilde mit matter Stimme, indem ihr Haupt auf die Brust sank und ihre Hände sich krampfhaft in einander flochten,

denn ihr war in diesem Augenblick zu Muthe, als ob eine kalte Axt ihr Herz mitteninne spalte. Constanze schloß sie fest an sich, drückte einen Kuß auf ihre Stirne und sagte mit weicherem Tone: „Du bist jung, Du wirst gesunden und neues Liebesglück finden, aber i ch bin in's Mark getroffen, und nur Du kannst mich rächen! Darum gedenke an diesen Abend, an diesen letzten Strahl, der die Krone der Jungfrau rosig färbt — sie beide haben Deinen Schwur gehört!"

Der letzte Strahl entschwand und nicht starrer und bleicher, nicht gespensterhafter anzusehen, als wie mit einem Leichentuch verhüllt, standen jetzt die Alpenfrauen, als die beiden lebenden Gestalten; Eine die Andere umschlungen haltend, aber Eine die Andere fürchtend, und in der letzten, der allerletzten Falte ihrer Herzen, Eine die Andre als die Mörderin ihres Glückes, fast hassend. —

An diesem Abend mußte der Vogt trotz seines Fluchens und Scheltens, allein goutiren. Constanze, hieß es, sei plötzlich unwohl geworden und Mathilde wolle sie nicht verlassen. —

XIII.

Wenn es eine in die Ferne wirkende Sympathie für glückliche und freudige Gefühle gibt, so muß es auch Eine geben, in Bezug auf Bangigkeit und Unbehagen, die sich in gleichem Grade den Entfernten mittheilt, wie es die davon Betroffenen belästigt. Bei Graf Rothenfels schien dies wenigstens der Fall zu sein. So beglückt und hoffnungsreich er von Mathilden geschieden, so beklommen ward ihm jetzt zu Muthe, wenn er in der Stille seines Schlosses der Bräutigamsrolle gedachte, welche ihm in den bekannten Räumen der Burg von Wimmis zu spielen, bevorstand. Er fühlte plötzlich mit beängstigender Gewißheit, daß er lieber überall sonst, als dort, seine Geliebte zum Erstenmal in die Arme schließen, seine Lippen auf die ihren drücken möchte. Wie ein dunkler Schatten fiel dort Constanzens Gestalt auf den sonnigen Traum seines neuen Liebesglücks. Sie mochte dem Maler gegenüber so viel gefehlt haben, als sie wollte, eine leise Stimme seines Gewissens sagte ihm

jetzt doch immerfort, daß weder er, noch ihr Vater ganz recht an ihr gehandelt und ein sehr natürliches Zartgegefühl lehnte sich in ihm dagegen auf, grade sie zur Zeugin seines Glücks zu machen. Er fühlte, daß die Reihe an ihm sei, sich jetzt ein kleines Opfer aufzulegen, Mathilden, deren Herz er ja sicher war, vorläufig lieber nicht zu sehen und die Angelegenheit schriftlich mit dem Vogt in's Reine zu bringen. Der Zustimmung aller Theile gewiß, war seine Werbung ja kaum mehr als eine bloße Formalität. Sich für seine jetzige Zurückhaltung zu entschädigen, sollte dann dem Antrag so schnell als möglich die Hochzeit folgen. Lange Verlobungen sind ohnedem nicht Schweizersitte, dem Jawort folgt in der Regel schon nach sechs bis acht Wochen die Hochzeit und es war dem Grafen ein Leichtes diese Frist noch mehr zu verkürzen. So beschloß er denn vorläufig allen unangenehmen Scenen und Verwicklungen aus dem Wege zu gehen, Alles schriftlich abzumachen, und auf seinem Schlosse alle Hände in Bewegung zu setzen, um seiner jungen Gattin eine Wohnung zuzubereiten, die ihrer Schönheit würdig war. Dem Werbebrief an den Vogt fügte er einige zärtliche Zeilen für Mathilde, sowie einen kostbaren Verlobungsring bei.

Drei oder vier Tage nach ihrer Ankunft in der Heimath ward Mathilde gegen Abend in das Zimmer ihres Vaters entboten. Beide Schwestern wußten was

diese Aufforderung zu bedeuten hatte, Beide hatten den vertrauten Diener des Grafen kurz vorher anreiten und eintreten sehen. Von ihren ersten Unterredungen an bis jetzt, hatte Constanze nicht aufgehört, der Schwester den Grafen mit leidenschaftlichem Ungestüm als einen treulosen Verräther zu schildern und ihrem Verkehr mit ihm einen weit entschiedneren Character unterzulegen, als er in der That gehabt. Hingerissen von ihren Gefühlen und monatelang in der Einsamkeit über alles Erlebte nachgrübelnd, war sie in den Fehler so vieler Frauen verfallen, selbst aus ganz gewöhnlichen Artigkeiten und Galanterien des Grafen Schlüsse auf eine ungeheure Leidenschaft für sie zu ziehen, eine Leidenschaft, die nun plötzlich vor ihren Blicken wie ein Nebelbild zerrann. Daß sie nicht ganz im Unrecht war, ist uns bekannt, aber leider vergaß sie bei ihren Rückerinnerungen die vielen kleinen, in ihrer Art eben so bedeutenden Momente, in denen der Graf häufig wieder zurücknehmen wollte, wozu er sich hatte hinreißen lassen. Mathilde litt unsäglich bei diesen Ergüssen einer wilderregten Seele; in dem einen Augenblick empörte sich ihr reines Gefühl gegen den Mann, der ein so doppeltes Spiel getrieben, und sie glaubte nur noch mit Entrüstung und Kälte seiner gedenken zu können; im nächsten Moment aber überfluthete der ganze Schmerz einer ersten Entsagung ihr Herz, und tausend Gründe,

die den Geliebten entschuldigen konnten, drängten sich ihrem Geiste auf.

Als aber nun die Entscheidungsstunde heran kam, wo ihre Seele eine Widerstandskraft aufbieten sollte, die ihr bis dahin völlig fremd gewesen, verließ sie Muth und Stärke. Unter Thränen der Verzweiflung rief sie aus: „aber, Constanze, was soll ich dem Papa sagen, um ihm meine Weigerung des Grafen Hand anzunehmen, zu erklären? Komm mit mir, vereint wollen wir ihm die ganze Wahrheit entdecken, ihm sagen, daß wir beide hier auf unserm Schlosse, unser Leben gemeinschaftlich beschließen wollen, daß ich überhaupt niemals einem Manne angehören werde!“ Ein verächtliches Lächeln Constanzens war die Antwort. „Sage dies dem Felsen, auf dem diese Mauern ruhen, und Du wirst es ihm eher begreiflich machen, als unserm Vater. Der Gewalt läßt sich nur Gewalt entgegensetzen, dem Eigensinn, nur der eigne Sinn. Du erklärst ihm einfach, daß Du Herrn von Rothenfels nicht heirathen willst und nicht heirathen wirst, dies genügt, denn kein Mensch kann Dich dazu zwingen. Aber wehe Dir,“ fuhr sie mit starker Stimme fort, „wehe Dir, wenn ein Hauch über Deine Lippen kommt, das meines eignen Herzens Geheimniß verräth. Ich würde rasend, wenn ich zu meinem Schmerz auch noch den Spott und die plumpen Anspielungen des Vaters ertragen müßte. Niemand

darf es wissen, wie tief, wie grenzenlos ich geliebt! und nun gehe; sei stark und gedenke Deines Schwurs!"

Mathilde ging und beide Schwestern hatten sich nicht getäuscht. Gleich bei ihrem Eintritt in des Vaters Zimmer, kam dieser ihr entgegen, schlang beide Arme um sie und rief lachend: „na, da haben wir's! Die Leute behalten schon wieder einmal Recht, wenn sie sagen, daß keine Jungfer May zwanzig Jahre alt werden kann, weil sie dann schon lange eine Frau ist, das arme Ding, die Constanze ausgenommen. Na, kleine Hexe, fuhr er fort, Mathilden loslassend und einen großen Brief aufnehmend, „was meinst Du, das dadrin steht? Jetzt brauchst Du den Kopf nicht mehr zu hängen, wie seit den paar letzten Tagen, denn in ein paar Wochen bist Du Gräfin Rothenfels, per se!"

Mathilde konnte nicht antworten, sie schüttelte nur leise das Haupt.

„Na," sagte der Alte und kramte auf seinem Schreibtisch herum, „wie stehst Du denn da? Wirst mir doch nicht gar versteinern vor Freude? Siehst Du, das schickt Dir der Graf, stecke den Ring an den Finger und nun gratulire ich Dir zuerst: Du bist Braut!" Damit nahm der Alte die Tochter wieder in den Arm und küßte sie tüchtig ab, bis Mathilde sich von ihm losmachte, einen Schritt zurücktrat und kaum vernehmlich sagte: „Aber

Papa, Du hast mich ja noch gar nicht gefragt, ob ich Herrn von Rothenfels heirathen will?"

Erstaunt sah der Alte auf: „Heirathen will? Nun, ziere Dich doch nicht, Du heirathest ihn lieber heute als morgen, per sè! Ich hatte meine zwei Augen auch noch auf, als wir über den See fuhren. Hier ist noch etwas für Dich, so eine Art Liebesbrief, gehört zu dem Ring. Heirathen will? Dummes Zeug, wenn man Aussicht hat die reichste und vornehmste Frau im ganzen Oberland zu werden!" Mechanisch nahm Mathilde das Papier, wie sie auch den Ring genommen hatte und drückte Beides krampfhaft fest in ihrer rechten Hand, dann, unfähig länger zu stehen, setzte sie sich in des Vaters Lehnstuhl, stützte den Kopf auf und sprach mit leiser, aber fester Stimme: „Lieber Papa, Du bist sehr gut, aber Du irrst Dich. Ich wünsche nicht, die Gattin des Herrn von Rothenfels zu werden; habe die Güte ihm in meinem Namen für die mir zugedachte Ehre zu danken."

Der Alte stand erstarrt bei diesen Worten, endlich brach er los: „Gott's Zorn! ist das Kind von Sinnen? Mathilde, was fällt Dir ein, wagst Du es Dich einem meiner Wünsche zu widersetzen?"

Nun der erste furchtbare Schritt zum Widerstand geschehen, gewann Mathilde Kraft, theilweise durch den Widerspruch des Gegners, wie dies bei Frauen gewöhnlich der Fall ist, theilweise durch die wieder aufwallende

Exaltation, während deren es ihr als eine große, herrliche Aufgabe erschien, die gekränkte Schwester an dem Grafen zu rächen. Sie erhob sich langsam, stützte sich mit der Linken auf den Tisch, während die Rechte den Ring und Brief fortwährend umschlossen hielt und sagte ruhig: „Es ist mir leid, Papa, daß ich Dir ungehorsam sein muß. Aber ich wiederhole es Dir, daß ich niemals die Gattin des Grafen Rothenfels werde; ich hasse, ich verabscheue ihn, ich will lieber sterben, als ihm angehören!" Dabei brach sie in lautes Weinen aus und sank wieder in den Stuhl zurück. Der Alte lief wie rasend im Zimmer auf und nieder, einen Fluch nach dem andern ausstoßend; plötzlich schrie er laut auf: „das ist ein Complott! das ist Constanzens Werk, sie soll dafür büßen!" Mit diesen Worten stürzte er den Corridor hinab, nach deren Zimmer.

Constanze hatte unterdessen athem- und regungslos in ihrem Sessel gelegen, auf das geringste Geräusch lauschend; sie ahnte, daß das beginnende Drama sich bei ihr endigen würde und hatte sich darauf vorbereitet. In ihrem Geiste war es seit den letzten Tagen furchtbar klar geworden; was sie an jenem entsetzlichen Abend nur wie ein Blitzstrahl durchzuckt, dies hatte sich ihr bei näherer Ueberlegung, bei dem Zurückgreifen der Erinnerung, als ganz gewiß herausgestellt. Der Vater hatte sie noch weit schlimmer betrogen, als der Geliebte. Mit

ihrem Bilde, mit ihrer Gesellschaft war Graf Walter hingehalten worden, bis die ihm bestimmte Braut erschien die nun all den Reichthum an Liebe einerntete, welchen sie ausgesäet hatte.

Ein finstrer Haß gegen den Vater erfüllte ihre Brust, und seine so schlau entworfenen, so kalt verfolgten Pläne zu durchkreuzen war Wonne für ihr Herz. Als er jetzt in wahrer Wuth die Thüre aufriß und vor sie hin stürmte, sah sie kaum auf und fragte so gleichgültig als möglich: „nun, was gibt's, Papa?“

„Was es gibt?“ schrie der Vogt, und seine Stimme bebte vor Zorn, „das was es gibt, hast Du allein angestiftet? Warum weigert sich Mathilde Gräfin Rothenfels zu werden? Was hast Du ihr in den Kopf gesetzt? Möchtest es wohl lieber selbst sein, he?“

Verwundert sagte Constanze: „soll Mathilde Gräfin Rothenfels werden? Es ist das erste Wort, das ich höre.“

Einen Augenblick stutzte der Vogt bei ihrer Kälte, dann fuhr er fort: „das willst Du nicht wissen, und Ihr tutschelt und schwatzt doch den ganzen Tag miteinander? In Bern, ja, noch auf dem See drüben, war das ein Schmachten und Rothwerden und nun will sie behaupten, sie hasse den Grafen und was weiß ich. Heraus mit der Sprache, was habt Ihr miteinander?

Du hast sie eifersüchtig gemacht, Du wolltest selbst Frau Gräfin werden!"

Constanze hob den Kopf empor und sagte langsam: „wenn dies der Fall wäre, so hätte ich nicht mehr gehofft, als Du selber."

Dabei sah sie den Vogt so durchbohrend an, daß selbst er den zornsprühenden Blick hinwegwenden mußte.

„Nun," sagte er mit mildrem Ton, „so setze ihr den Kopf zurecht, damit sie Vernunft annimmt. Das Mädchen ist toll; eine bessere Parthie gibt es kaum im ganzen Kanton: sie soll und muß Gräfin Rothenfels werden!"

„Sie soll und muß?" wiederholte die Tochter; „wenn sie nun aber den Grafen nicht liebt, wenn sie ihn nicht heirathen will? Rechnen Sie nicht auf meine Hülfe, Papa, ich kann Mathilden nur Recht geben. Lassen Sie von Jakob's geschickten Fingern ein recht zierliches Körbchen schnitzen und schicken Sie es dem Grafen, er wird aus Liebesgram nicht sterben." Laut lachend strich sie sich die Locken aus der bleichen Stirne.

Der Vogt stieß einen Schrei der Wuth aus, er hatte eine maßlose Scene mit Constanze erwartet, ja erhofft, und nun sah er sich nur verspottet: „Das wäre mir recht," schrie er knirschend, „mit Euch werde ich noch fertig werden. Ich brauche Deinen Beistand nicht; heute

in vier Wochen ist Mathilde Gräfin Rothenfels, so wahr ich Rudi von May heiße; und damit fertig!"

Die Thüre weit hinter sich offen lassend, stürzte er nach seinem Zimmer zurück, und Constanze, die lauschend weit vorgebogen saß, hörte, wie er Mathilden zuherrschte: „die Komödie hat jetzt ein Ende, Jüngferchen! Heute in vier Wochen ist Hochzeit, darnach richte Dich und quäle mich nicht mit Deinen Launen. Laß mich allein, denn ich muß dem Grafen das Jawort schreiben."

Die Thüre drüben schloß sich, leise Schritte wurden hörbar, aber sie wendeten sich nicht nach Constanzens Thüre. Mathilde ging wankend hinauf in ihr eignes Zimmer — sie mußte allein sein. —

XIV.

Mathilde von May galt allgemein nicht allein für schön, sondern auch für „lieb“, ein Prädicat, welches den meisten jungen Mädchen in der Regel verschwenderisch zuerkannt wird, wenn man nichts andres von ihnen zu sagen weiß. Es ist ein beschönigendes Surrogat für die Wahrheit, daß die Siebzehn- und Achtzehnjährigen gewöhnlich noch gar nichts sind, und erst die Folge lehren muß, ob aus dem allgemeinen „lieb“ sich auch wirklich ein liebenswerthes Wesen entwickelt.

Ein so unbeschriebnes Blatt war auch noch Mathilde von May; welche Seelenkeime in ihr lagen, wie sie sich durch die Ereignisse, in die sie sich plötzlich verwickelt sah, entfalten würde, war ihr selber unbewußt. Ihr ganzes Wesen, in eine fast übernatürliche Gährung gerathen, stieß seine innerste Natur gewaltsam hervor. Von Kindheit auf verwöhnt und verhätschelt, fehlte ihr die rücksichtslose Energie der Schwester, aber auch von Kindheit auf durch das Wesen des Vaters und theilweise

durch das der Schwestern, an das Schauspiel schlauer, listiger Berechnung und der Unwahrheit gewöhnt, fehlte ihrem Gemüthe der spontane Aufschwung zu offner, klarer Wahrheit, welcher auch den Blindesten und Unerfahrensten in solchen Momenten und Conflicten sicher leitet und zu einem entscheidenden Entschlusse drängt. Zum Erstenmal im Leben war das schwache, unentwickelte Rohr dem Sturme ausgesetzt, zum Erstenmal mußte sie in und durch sich selbst zur Erkenntniß dessen kommen, was sie thun sollte. Der Conflict war zu groß für eine Seele, die bis dahin nur „lieb" gewesen und weiter nichts.

Wie alle Schweizerinnen war sie streng religiös erzogen und sie nahm auch jetzt ihre Zuflucht zuerst zum Gebet, aber es gewährte ihr in dieser Lage keine Erleuchtung. Es konnte nichts in ihr hervorrufen, was nicht schon ohnedem in ihr lebendig hätte sein müssen, weder den rücksichtslosen Opfermuth eines enthusiastischen Gemüths, das sich allen Gefahren und seinen eignen Wünschen entgegenwirft, noch die einsichtsvolle Ueberlegung, welche sie in dieser Verwicklung das Richtige und Vernünftige hätte finden lassen. Vor wie nachher blieb es Nacht und Dunkel in Mathildens Geist und Herzen. — Es ward ihr nicht klar, daß es nur zwei Wege gab, sie dem grausamen Dilemma zu entreißen, in das sie ohne ihre Schuld gerathen. Entweder mußte sie sich der Schwester vollständig in die Arme werfen und ver-

eint mit derselben mit unbeugsamer Energie dem Heirathsplan des Vaters, dem Liebeswerben des Grafen entgegentreten, oder mit dem ewigen, unveräußerlichen Recht der Liebe dem Geliebten die volle, ganze Wahrheit, ihre Zweifel an ihm, ihre Kämpfe mit der Schwester bekennen, und ihm die Besiegung und Ordnung aller Conflicte anheimstellen.

Aber keiner dieser Wege war es, den Mathildens Gemüth aufzufinden befähigt war. Wie gejagt ging sie in ihrem Zimmer auf und nieder. Das Opfer ihrer Liebe war ihr nie so ungeheuer groß erschienen. Ihn sollte sie *aufgeben*, den sie liebte, um dessen Huldigungen alle Frauen ihres Kreises sie offen beneidet hatten, ihn, mit dem der Vater sie trotz ihres Widerstrebens verlobte. Fortwährend wiederholte sich ihr Ohr die Worte, welche der strenge Vogt mit seiner ganzen Energie ausgesprochen und die unter andern Verhältnissen ihr so herrlich geklungen hätten: „Heute in vier Wochen wirst Du dem Grafen Rothenfels angetraut!"

Zuletzt fiel ihr Auge auf den Ring und das Billet des Grafen, welche sie beim Eintritt in ihr Zimmer auf den Tisch geworfen und bis dahin achtlos liegen gelassen. Sie griff darnach und trat an's Fenster das Briefchen zu lesen und den Ring zu betrachten. Es war ein schwerer Goldreif in dem ein einziger, großer Demant blitzte.

Träumerisch bewegte sie ihn hin und her und in allen Farben leuchtete ihr des Abends letzter Strahl entgegen; mit kindischer Lust schob sie ihn an den Finger, hob spielend die Hand auf und nieder und all der Glanz und Reichthum seines Gebers schien aus dem Ringe vor ihrem innern Blicke aufzusteigen. Mathilde liebte Schmuck und Tand; wie dieser Ring ihre Hand zierte, so würde seine Liebe, seine Freigebigkeit ihre ganze Gestalt schmücken, ihre Schönheit erhöhen und in befriedigter Eitelkeit vor sich hin lächelnd, vergaß sie einen Moment wie seltsam ihre Lage mit diesen Träumen contrastirte. Dann entfaltete sie rasch und entschlossen des Grafen Zeilen und las mit süßem Schauer die innigen, herzlichen Worte: „ich habe einen Demant für Dich ausgewählt, mein geliebtes Kind," sagte der Graf am Schluß, „weil er das Sinnbild Deiner reinen, unentweihten Seele ist." Stolz hob Mathilde das Haupt, und war denn dies auch nicht genug, ein achtzehnjähriges Herz mit überschwenglichem Vertrauen auf seine eigne Herrlichkeit zu erfüllen? Warum sollte ein junges Mädchen den leisesten Zweifel an ihrer Vortrefflichkeit und Unfehlbarkeit hegen, wenn ein ernster Mann ihr so schöne Dinge über sie selbst sagt? Es gibt wohl nur Wenige, die sich nach ähnlichen Versicherungen nicht schon wirklich für vollkommen halten und leider auch für ihr ganzes Leben vergessen, es in der That zu werden. Aber Ma-

thilde vergaß in diesem Augenblick noch mehr, obgleich die Erinnerung nicht schlief, obgleich es ihr auch jetzt wieder momentan glühend durch das Hirn schoß, was der Graf an ihrer Schwester verbrochen und sie fast mit dem Ausruf: Treuloser! Verräther! den Ring von sich geschleudert hätte.

Da erfüllte sich auch an ihr, die zwar schwach und unreif, aber doch gut und mitleidig war, die Wirkung des Fluches, der das Leben der armen Constanze vergiftete.

Mathilde wies eine Betrachtung nicht mehr zurück, die sich ihr schon früher aufgedrängt. War denn der Graf wirklich so schuldig, als Constanze behauptete? War es nicht vielmehr eine Thorheit von ihr gewesen, seine Huldigungen als ernsthaft gemeint, aufzunehmen? Konnte sie im Ernste glauben, die Gattin des glänzenden Mannes zu werden? Konnte sie bei ihrem Gebrechen in seinem Hause repräsentiren und die geselligen Freuden mitmachen, zu denen sein Rang ihn verpflichtete?

Dunkler und dunkler ward der Abend, aber in Mathildens Seele ward es hell und heller, während sie ihre heiße Stirne an die Scheiben drückte. Sie hatte Land gefunden; ihre anfängliche, natürliche Entrüstung gegen den Grafen verringerte sich mit jedem Augenblick, mit jedem Augenblick erschien er ihr minder strafbar. Doch

mit einemmale stand wieder Constanzens dunkle Gestalt zwischen ihr und dem Geliebten, und der Eid, den sie ihr geschworen — wie sollte sie dem entrinnen? Da flüsterte es leise in dem schwachen, kluger, berechnender Schlauheit nicht fremden Herzen: warten, warten, und sich zwingen lassen! Dies führte zum Ziele, ohne daß sie zur Verrätherin ward, ohne daß sie sich offen von der Schwester, die sie bemitleidete, lossagen mußte. Wenn das Unvermeidliche, das des Vaters starrer Wille unaufhaltsam herbeiführte, geschehen war, dann mußte auch Constanze sich finden und damit versöhnen. Ja, so konnte es gehen; sie wich nur der Gewalt und daß ihr Herz damit im Bunde war, brauchte Keiner zu wissen.

Noch einmal betrachtete Mathilde den Ring, dann zog sie ihn ab und verwahrte ihn mit dem Briefe sorgfältig in einem Kästchen, das ihre Kostbarkeiten enthielt. Nachdem dies geschehen, ordnete sie ihr Haar und ihren Anzug und ging hinab zu Constanze ihr doppeltes Spiel zu beginnen! —

Der Vogt war unterdessen auch nicht unthätig gewesen; mit seiner Kaltblütigkeit kehrte auch seine ruhige Ueberlegung zurück und er sagte sich schnell, daß der Graf von Mathildens Weigerung seine Gattin zu werden, nichts erfahren dürfe. Bei dessen stolzem, hochfah-

rendem Sinn hätte es leicht das ganze Project können scheitern machen. Man mußte ihn fern halten bis Mathilde Vernunft angenommen und daß dies geschehen würde, daran zweifelte der Vogt im Bewußtsein seiner väterlichen Autorität keinen Augenblick. Während er sich zum Schreiben zurecht setzte und die Materialien dazu auf seinem Bureau zusammensuchte, gewahrte er mit Befriedigung, daß der Ring und Brief des Grafen verschwunden waren, Mathilde also beides mitgenommen hatte. „Die Sache macht sich," sagte er lächelnd, „man hat der kleinen Kröte den Kopf verdreht, den ich ihr aber zurecht setzen werde, so wahr ich Vogt von Wimmis bin." Nachdem er feierlich und in gebührender Form dem Grafen das Jawort gegeben, so wie die Mitgift der Tochter genannt hatte, fuhr er in vertraulicherem Tone fort: „Du mußt Dich übrigens nicht wundern, mein Junge, daß die Kleine Dir nicht selbst für Dein kostbares Geschenk Dank sagt und Dein billet-doux beantwortet. Wenn es mit einem Kuß abgemacht werden könnte, würde sie sich gewiß nicht lange zieren, aber das Schreiben ist ein gar kitzliches Ding für ein junges, verschämtes Blut. Sie läßt durch mich den lieben Bräutigam gar herzlich grüßen. Leider wirst Du aber auch mit dem aufgeschobenen Kuß noch ein wenig warten müssen. Als den Verlobten meiner Tochter kann ich Dich nicht wohl auf dem Schlosse als Gast empfan-

gen und drunten im Wirthshaus dürfte es Dir schlecht gefallen, dazu bist Du zu sehr verwöhnt. Verschiebe also Deine Ungeduld noch auf wenige Wochen. Wir rüsten die Hochzeit nach Deinem Wunsche so schnell als möglich aus, denn später gibt es alle Hände voll für uns zu thun. Das Bauernpack ist den Winter über unausstehlich aufsässig geworden; sie müssen wieder fühlen lernen, daß der alte Vogt sein Regiment noch versteht. Nach der Hochzeit habe ich meinen ganzen District zu durchreisen und selbst nachzusehen, was man auszuhecken beginnt. Außerdem fürchte ich, mein Junge, daß Du doch im vorigen Winter etwas zu scharf mit Constanze geliebäugelt; sie macht ein bitterböses Gesicht und so denke ich, Alles in Allem genommen, es ist besser Du besuchst uns vorläufig nicht. Dein Bräutchen will ich Dir schon sicher verwahren, u. s. w."

Hätte der Graf sich frei von jeder Schuld gefühlt, so würden diese Zeiten ihm schlecht gefallen, seiner Sehnsucht nach Mathilde wenig entsprochen haben. Wie die Sachen standen, fühlte er sich erleichtert, daß ihm der Schwiegervater selbst bereitwillig entgegenkam und er betrachtete sich für seinen kleinen Leichtsinn während des Winters, durch den verkümmerten Brautstand genugsam bestraft. Wenige Tage nachdem er das Jawort des Vogts erhalten, wurde er schleunigst

zurück nach Bern gerufen. Das Unwohlsein des Onkels verschlimmerte sich von Tag zu Tag, und er hatte noch wichtiges mit dem Neffen zu berathen und festzustellen.

XV.

Mit fast noch größerer Hast als der Vogt betrieb der alte Graf Rothenfels die Vorbereitungen zur Heirath seines Neffen. Er fühlte sich immer schwächer werden und wollte mit der Gewißheit sterben, daß seine Güter einst an recht- und standesmäßige Erben fielen. In der That fand Graf Walter den Onkel so krank, daß statt der erwarteten Hochzeitsfreude leicht ein Trauerfall eintreten konnte, wenn man erstere nicht sehr beeilte. Der alte Herr wollte nichts davon hören, daß man erst seine Genesung abwarten wolle und was dergleichen mehr ist, sondern erklärte, seine Gegenwart sei nicht nothwendig und er wünsche nichts sehnlicher, als Walter mit seiner jungen Frau bald bei sich in der Hauptstadt zu sehen.

Graf Walter benutzte seinen erzwungnen Aufenthalt in Bern, um für seine kleine Braut die kostbarsten und elegantesten Geschenke auszuwählen, welche dort gefun-

den werden konnten und ihr dieselben mit zärtlichen Liebesworten unter der Adresse des Vaters zu übersenden, dringend bittend, ihn diesesmal mit einigen Zeilen zu belohnen. Wirklich war das lange Antwortschreiben des Vogts, welches ausführlich Mathildens Freude und Entzücken über die schönen Geschenke schilderte, von einem Briefchen ihrer Hand begleitet; trotzdem diesem jedes wahre, innige Liebeswort mangelte, begnügte sich der Graf mit dem darin ausgesprochnen Du, und dem Schlusse, welcher lautete: Deine, Dich innigliebende Mathilde. Die schüchterne Zurückhaltung, welche der Graf in dem Briefe zu sehen glaubte, war ein Reiz mehr für einen Mann, der sich der hingebenden Leidenschaftlichkeit der Südländerinnen bis zur Genüge erfreut hatte. Er konnte nicht ahnen, daß Mathilde diese Zeilen unter den Augen des Vaters, auf seinen strengsten Befehl geschrieben, abwechselnd zwischen Freude und Gewissensangst, während Constanze, kaum ihrer Sinne mächtig, im Nebenzimmer mit ohnmächtiger Wuth auf jedes Wort lauschte, das der Vater laut dictirte. Sie konnte Mathilden keinen offnen Vorwurf machen, sie ward gezwungen, sie hatte sich vorher gesträubt und geweint, aber zuletzt — ließ sie sich doch zwingen, ohne daß Constanze es zu hindern wußte, trotz allen Qualen des Zweifels, der Eifersucht und des Hasses, die ihr Herz dabei zerfleischten. So konnte sie sich auch zu dem Altare führen

lassen, denn unerbittlich, unerschütterlich ging der Vogt seinen Weg.

Seinen Töchtern und Schwiegersöhnen, allen Verwandten und Freunden nah und fern hatte er die bevorstehende Heirath seiner jüngsten Tochter mit Graf Walter von Rothenfels angezeigt und bald ward es so lebendig auf dem Schlosse, daß dessen Räume fast zu enge wurden. Von allen Seiten beglückwünschte man Mathilde als eine beneidenswerthe Braut. Einladungen und Hochzeitsgeschenke drängten sich. Besuche mußten erwiedert werden und Schneiderinnen und Putzmacherinnen gingen ab und zu. Von dem Vogt, der überall thätig war, wie ein Kind geleitet, ließ Mathilde sich scheinbar willenlos in den Wirbel hineinziehen; wie ein finstrer Geist aber schwebte Constanzens dunkler, verächtlicher Blick über Allem, den Augenblick erwartend, wo die Festfreude sich in herbe Enttäuschung auflösen würde. Unwohlsein vorschützend, hielt sie sich meist auf ihrem Zimmer, jeden Antheil an den hochzeitlichen Vorbereitungen ablehnend, und wer hätte ihr nicht geglaubt, der ihre veränderten Züge, ihre bleichen Wangen und die von tiefen, dunklen Ringen eingefaßten Augen gesehen.

Das größte ihrer Leiden war, daß sie trotz allem Haß, aller Verachtung, mit der sie von dem Grafen sprach, ihn immer noch mit grenzenloser, ja fast ge-

steigerter Leidenschaft liebte. Es gab Momente in denen sie um einen Blick, um ein Wort von ihm ihr ganzes Leben hingegeben; der bloße Gedanke, daß eine Andere ihn besitzen könne, machte ihr Herz erstarren. Aenni versuchte Alles die Unglückliche zu trösten und zu ermuthigen, doch vergebens. Alle Fähigkeiten ihrer Seele, an denen sie sich hätte aufrichten können, waren zu tief beleidigt. Ihr Stolz war geknickt, das Bewußtsein ihrer geistigen Vorzüge eher ein Stachel geworden, als ein Ersatz für das, was sie litt.

„Also nur physische Schönheit vermag es Liebe zu erwecken, ein Männerherz zu fesseln!" dies wiederholte sie sich tausendmal in langen, schlaflosen Nächten und sie fluchte ihrem Dasein, das ein kleiner, tückischer Zufall ohne ihre Schuld für immer elend gemacht, sie ausgestoßen habe von jedem Glück des Weibes. —

An jenem Abend, an welchem Mathilde an den Grafen geschrieben, war Constanze zum ersten Mal nach vielen Tagen wieder hinaus auf die Altane gewankt; sie bedurfte Luft und Licht um sich von der Scene zu erholen, der sie ungesehen beigewohnt. Dem frühzeitigen Frühling waren wieder stürmische Tage gefolgt, aber auch sie hatten sich nun ausgetobt und ein stiller, süßer Friede lagerte sich mit dem Abend über das Thal. Grüner, schwellender Flaum zog sich nach dem Regen jetzt über alle Fluren und hier und da ertönte

wieder das Glöckchen einer Kuh, der es vergönnt war, sich innerhalb des Geheges, welches sich an die braune Holzhütte anschloß, an der frischen Kost zu laben. Diese Töne waren die sichersten Frühlingsboten — nun konnte die Welt nicht mehr zurück, jetzt mußte sie mit jedem Tage weiter vorwärts und sich tauchen in Licht und Glanz und himmlische Schönheit. Auch die Bäume, die noch kahl standen, durften nicht länger säumen, mußten in den nächsten Tagen die schwellende Knospe aus der braunen Hülle, welche sie noch gewaltsam zurückdrängte, entlassen, denn der holde Freudenspender war unabweislich gekommen. Selbst die Alpenhäupter, denen doch Sommer und Winter gleich gilt, hatten wohl auch ihre Freude an dem goldnen Sonnenlicht und der heitern, reinen Luft, denn sie glühten und leuchteten weit in's Land hinaus, den Rosen und Aepfelblüthen zum lockenden Exempel. Nur Eine genoß den Zauber dieses Abends nicht; ihre Stimmung hatte den schlimmsten Grad erreicht, jene Versunkenheit, jene trostlose Unruhe, wo selbst jeder Zauber der Natur spurlos an der Seele vorübergeht, oder deren Leiden nur noch erhöht.

Sie sah die tiefe Gluth der Berge nur, um sich daran zu erinnern, was man ihr bei diesem heiligen Lichte feierlich zugeschworen, und zum wiederholtenmale schickte sie nach Mathilde.

Trotz dem Ablehnen derselben, hatte der Vogt ihr die Geschenke des Grafen auf ihr Zimmer geschickt und nun in der Stille desselben, unbeobachtet, weidete sie ihr Herz und Auge daran. Endlich konnte sie Aenni's wiederholtes Pochen und Rufen nicht mehr unbeachtet lassen, wie unangenehm, ja wie schrecklich es ihr auch war, jetzt der Schwester entgegenzutreten. Im Gehen sprach es strafend und warnend in ihr, daß sie ein doppeltes, heuchlerisches Spiel treibe und harte Vorwürfe von Constanze verdiene, weil sie sich zwingen ließ, herzliche Worte an den Grafen zu schreiben.

„Wenn ich die Schwester erweichen, wenn ich sie dahin bringen könnte, mich von dem fürchterlichen Schwure zu entbinden, den sie mir abgedrungen," murmelte sie vor sich hin, während sie langsam die Treppe hinab und den Gang hinunter schritt. „Mir graut vor ihr und mir; mein Gott, wie soll das enden!"

Einen Moment blieb sie nachdenkend stehen, dann trat sie rasch hinaus zu Constanze, schlang die Arme um sie und sagte: „Constanze, liebe, theure Schwester, ich beschwöre Dich, füge Dich mit mir in das Unvermeidliche, löse mich von dem Versprechen, das ich Dir gegeben. Du siehst, mein Widerstand nützt nichts, ich muß dennoch des Grafen Gattin werden!"

„Nimmermehr!" rief Constanze, sie heftig von sich

stoßend, „ha, ich errathe Alles! Du liebst ihn noch, Du betrügst mich! Wende Dich nur von mir, verrathe mich, er wird Dich auch verrathen und verlassen wie Beppa und mich!“ Mathilde rang weinend die Hände: „Aber was soll ich thun?“ rief sie verzweiflungsvoll, „der Vater hat es so beschlossen und er gibt nicht nach. Er hätte mich getödtet, wenn ich nicht geschrieben, er wird mich zum Altare schleppen, wenn ich nicht freiwillig gehe!“

Constanze lachte höhnisch auf. „Und wenn er Dich hinschleppt, so bleibt Dir das letzte, das beste Mittel. Zwischen Dir und dem Priester steht kein Vater mehr, da steht nur Gott und Dein Gewissen. Wer kann Dich hindern, ihm ein lautes, Nein! entgegenzuschleudern, wenn er Dich fragt, ob Du den Grafen Rothenfels zum Gatten nehmen willst.“

„O, Constanze, was verlangst Du von mir!“

„Nichts als das, was Du mir zugeschworen, niemals dem Grafen anzugehören. Ich löse Deine Seele nicht von diesem Eid und Du wirst es mir dereinst noch danken!“

Bei diesen Worten richtete sich Mathilde einen Augenblick stolz empor, die finstere Energie ihres Geschlechts schien über sie zu kommen, sie war im Begriff Constanzen offen Krieg anzukündigen, ihren Schwur zu wider-

rufen, da auf einmal flammte es am Himmel wieder in heller Gluth empor. Dunkel hatten die Vorgebirge gelegen, dunkler das Thal, und die Alpen standen in kalter, farbloser Majestät. *Aber wie der Bräutigam noch* einmal heiß verlangend, *nachdem* er schon den letzten Kuß genommen, wieder zurück zur Braut sich wendet, so flog auch jetzt der goldne Strahl, der schon entschwunden, noch einmal hinauf zu den Alpenhäuptern, in neues Rosenlicht sie tauchend. Wie eine Fackel auf einem Altare von dunklem Marmor, leuchtete das Gebirge über der braunen Erde und den schwarzen Tannen der Vorberge.

Beide Schwestern hoben betroffen den Blick empor, dann streckte Constanze die Hand aus, riß Mathilde an sich und sagte mit dumpfer Stimme: „Schwache Seele, siehst Du, wie der Himmel selbst Dich an Dein Versprechen mahnt? Bei diesem Lichte hast Du mir's geschworen, *zu mir* zu stehen, mein verarmtes Leben zu rächen! Dieses Licht, das schon entschwunden, kehrt noch *einmal* zurück, Dich vor elendem Treubruch zu warnen!"

Dann sich an der Brüstung der Altane haltend, wankte sie zurück nach ihrem Zimmer, wo die treue Aenni ihr entgegeneilte. Mathilde sank wie vernichtet, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend, in den Stuhl

der Schwester und als sie endlich die thränenden Augen wieder erhob, da zog sich immer noch, als mahnendes Zeichen, ein schmaler Purpurstreifen um die kolossalen Umrisse der Jungfrau. —

XVI.

Etwa zehn Tage später ging ein Maientag über dem Simmenthale auf, so wonnig und zauberhaft, wie eben nur ein Maientag sein kann. Von den Bergen bis zum See schwamm Alles in einem Blüthenmeer; Bäume und *Matten suchten einander* zu überbieten an Farbenpracht und Blumenfülle. Lustig rauschten die unzähligen Bächlein dazwischen und selbst die dunklen Tannen schienen in dem goldnen Sonnenstrahl, der sich auf ihren Wipfeln wiegte, heller zu grünen. Alles athmete Heiterkeit und Lust, nur das steinigte Bett der Simmen schmückte sich weder mit Halm noch Gräslein und sie selbst tobte dahin wie immer, trübe und grau, von weißlichem Schaume bedeckt, ungebändigt durch die süßen, beruhigenden Gewalten des neuerwachenden Lebens. Mit Verlangen eilte der Blick des Wandrers, dessen Fuß über den schmalen Steg schritt, hinein in das blühende Thal, der Finstren zu entfliehen, die der Frühling nicht rührt und die nichts kennt, als sich selbst und die leidenschaftliche

Hast, welche sie vorwärts treibt. Ach, nicht immer war ihr Gang so wild und ihre Welle so trübe, es gab ja Zeiten, wo auch sie durch grüne Matten strömte, ein schöner, klarer Bach; aber dies war jetzt lang vorbei, vergessen und keine Rückkehr möglich. Nichts glich ihr weit und breit an diesem Tage voll Glanz, wo selbst der Fels, von der reinen Himmelsbläue überwölbt, seine Düsterheit verlor, als das bleiche Frauenbild da droben auf dem Schlosse.

Dort regte sich schon seit dem frühen Morgen eine geschäftige Thätigkeit. Fast jede Stunde brachte neue Gäste; die Töchter des Vogtes kamen der Reihe nach an mit ihren Männern und außer ihnen so viele Verwandte und Freunde als das Schloß nur zu fassen vermochte. Der alte Vogt schien sich zu verdoppeln, er war überall und nirgends. Keine Verbindung, die er bis jetzt geschlossen, war so ansehnlich, machte ihm so große Freude als diese. Mathildens bleiche Wange — denn auch sie litt ungeheuer unter dem Zwiespalt mit sich selbst, unter der tödtlichen Angst, welche sie seit der letzten Scene mit Constanze fast nicht mehr verließ, — kümmerten ihn wenig. Auf eine Bemerkung darüber von Schwester Adele, bei der sie einen Theil des letzten Jahres zugebracht und die ihr darum mit größerer Sorge zugethan war, antwortete er nur kurz: „Das ist so Manier bei den Bräu-

Bräuten; wenn Graf Walter kommt, wird sie schon wieder roth werden!"

An jenem Abend, an welchem Constanze sich so unerbittlich gezeigt und der Himmel selbst ihr gleichsam zu Hülfe zu kommen schien, hatte Mathilde unter dem Eindruck des Geschehenen sich noch einmal zu des Vaters Füßen geworfen und ihn in dieser Stunde mit dem heiligsten Ernst beschworen, ihre Verlobung wieder aufzulösen. Sie wollte lieber jedem Glück entsagen, als noch eine Stunde lang die Qual erdulden, zu der sie sich um dieses Glückes willen verdammt sah. Kalt und entschieden wie immer wies er sie zurück, nannte ihre Weigerung Wahnsinn und verbat sich auf's Entschiedenste, daß sie ihn noch länger mit ihren „Komödienstreichen" belästige. Wieder kam der wilde Trotz über Mathilde, der sich schon *einmal* in ihr der Schwester gegenüber geregt hatte. Sie glaubte sich nun mit ihrem Gewissen abgefunden zu haben; sie hatte ja entsagen wollen und ihrem Eide treu bleiben; war es ihre Schuld wenn das Schicksal sie unerbittlich auf einen andern Weg riß? Ach! und auf einen Weg der zu Glück und Freude, zur Erlösung aus diesen Mauern führte, die sie jetzt wie ein Gefängniß beengten.

„Ich werde schweigen," sagte sie sich mit ruhiger, trotziger Entschlossenheit, nach dem letzten Kampfe mit sich selbst; „ich werde schweigen, wenn der Priester mein

Jawort verlangt und es dem Himmel überlassen, was dann geschieht!" Im Innersten ihres Herzens aber sprach die Ueberzeugung laut und vernehmlich, daß sie nicht die erste Braut sein würde, deren Schweigen vor dem Altare genügt und deren Hand dennoch in die des Mannes an ihrer Seite gelegt wurde, freilich mit einem andern Widerstreben, als dies bei ihr der Fall sein würde. Je mehr sie um des Grafen willen litt, je heißer liebte sie ihn, je entsetzlicher ihr Constanzens Anblick war, je mehr sehnte sie sich darnach, ihr zu entfliehen. Sie vermied jedes Zusammentreffen mit der Schwester auf's ängstlichste und auch diese suchte sie nicht auf; wo sie sich aber begegnen mußten, traf sie jedesmal ein Blick aus Constanzens Augen, der sie in tiefster Seele erbeben machte.

Endlich kam der Vorabend des Tages, der ihr Erlösung bringen sollte, kam so wonnig und bräutlich schön, wie wir ihn oben geschildert, und Mathildens Herz jauchzte wieder auf in längst entbehrter Lust. Endlich kam auch er, um dessentwillen eine solche Saat von schlimmen Leidenschaften und arglistigen Vorsätzen aufgeschossen war. Was ist der Einzelne in der Masse? Ein Atom — und welche moralische Wirkungen kann er hervorrufen, welche Stürme erregen, welches Leid um sich her verbreiten, ohne daß er ein großer Tyrann oder Eroberer zu sein braucht. Ob wohl auch ein Atom in

der physischen Welt fähig ist, gleiche Verheerungen anzurichten, wenn wir dieselben auch nicht nachzuweisen vermögen? —

Später als man ihn erwartete, erst gegen Abend kam der Graf als letzter der Hochzeitsgäste. Alle waren in dem Salon versammelt, unter ihnen Mathilde und Constanze. Ihr Stolz verlieh der Letztern die Kraft diesen Abend, wie man es von ihr erwarten durfte, im Kreise der Gesellschaft zuzubringen. Auch fühlte sie, daß sie allein, in der Stille ihres Zimmers dem Wahnsinn nahe kommen würde. Es war besser selbst zu sehen, als alle Qualen einer erhitzten Phantasie in der Einsamkeit zu ertragen. An dem Platze, der ihr gebührte, saß sie in vollem Putz hochaufgerichtet, die Wangen von der übernatürlichen Aufregung geröthet, die Augen fieberhaft glänzend. Sie konnte, wie Eines dem Andern flüsternd zugestand, selbst Mathilden, die rastlos hin und her glitt, trotz ihrer Unbeweglichkeit den Preis der Schönheit streitig machen.

Die Braut war in kaum zu bewältigender Aufregung; sie sehnte sich nach dem Grafen mit wahrer Inbrunst, wie nach ihrem Erlöser und doch mußte sie vor Constanzens durchbohrendem Blick jedes äußere Zeichen der Freude, jede Kundgebung ihrer wahren Empfindungen zurückhalten.

Der Vogt empfing den Grafen unten an der Treppe

mit lärmender Fröhlichkeit, die sich jedoch etwas legte, als er den gedrückten Ausdruck in dessen Zügen wahrnahm. Auf die Frage, was ihm beikomme, ein so sonderbares Bräutigamsgesicht mitzubringen, antwortete Walter: „ich komme von einem Sterbenden; so hinfällig auch der Onkel schon seit lange gewesen, so sehr ich auf sein Scheiden vorbereitet bin, sieht man doch dem nahenden Tode in unserm nächsten Kreise, nie ganz gleichgültig in's Auge."

„Der arme Carry! Sind denn alle seine Angelegenheiten geordnet?" fragte der Vogt fast zu eifrig.

„Alles, bis auf's Kleinste. Meine Gemahlin und ich sind zu alleinigen Erben eingesetzt, natürlich unter der Bedingung, daß ich Schweizer-Bürger bleibe. Er konnte meinen Hochzeitstag kaum erwarten; ich glaube, es ist allein der Wunsch mich mit Mathilde vereinigt zu sehen, der ihn noch am Leben hält. Aber wo ist Mathilde, kann ich sie nicht zuerst allein begrüßen?"

„Sie wird uns entgegengegangen sein; komm' nur mein Junge, wir warten schon lange auf Dich!"

Des Grafen sehnsüchtige Ungeduld ward nicht befriedigt; er spähte umsonst nach der Braut; sie kam ihm nicht entgegen; im Gegentheil eilte der Vogt so schnell er nur konnte die Treppe hinauf und er mußte ihm wohl folgen. Erst an der Thüre des Salons machte der Alte Halt, riß sie weit auf und rief hinein: „Nun da

haben wir endlich den Herzallerliebsten; komm' herbei, Mathilde, und gib Deinem Bräutigam einen Kuß!"

Der Graf blickte entrüstet; die Manieren des Schwiegervaters waren ihm immer ein Gräuel, heute aber hätte er ihn kopfüber die Treppe hinabstürzen mögen. Mathilde stand ihm gegenüber, erst bleich wie der Tod, dann mit Purpur übergossen und hier, angesichts aller dieser Menschen, sollte er den ersten Kuß von ihren Lippen nehmen? sie noch tiefer erröthen machen? Kein ritterlicher Mann von einigem Zartgefühl hätte dies vermocht. So sehr er sich auch nach dem ersten Zusammentreffen mit seiner Braut gesehnt, er begnügte sich damit ihre Hand zu küssen, dieselbe dann unter seinen Arm zu ziehen und so mit ihr die Runde bei dem versammelten Kreise zu machen, um die feierlichen Glückwünsche der Anwesenden in Empfang zu nehmen. An Constanzens Sessel angelangt, zitterten Mathildens Kniee so heftig, daß sie kaum mehr aufrecht stehen konnte; der Graf es bemerkend, zog ihren Arm mit einem zärtlichen Blick noch fester in den seinen. Constanze, gleichfalls fast übermannt von den schmerzlichsten Gefühlen, versuchte einen Gruß zu stammeln, aber als nun der volle, kalte Blick des Grafen sie traf, ein Blick, in dem auch nicht der leiseste Strahl eines freudigen Wiedersehens leuchtete, als er mit der glatten Höflichkeit des gewandten Weltmannes sich in gleichgültigen Phrasen nach ihrer Ge-

sundheit erkundigte, fand sie ihre ganze Fassung wieder. Ihre Haltung war so würdevoll, ihre Stimme klang so ruhig und fest, daß dem Grafen eine Last vom Herzen fiel und selbst Mathilde wieder aufzublicken wagte. Es war der schwerste Moment in Constanzens Leben, aber sie wußte, daß trotz der Zurückgezogenheit in der sie während des Winters mit dem Grafen gelebt, Vermuthung und Geschwätzigkeit nicht gerastet hatten, daß ihr Unwohlsein schon zu mancherlei Commentaren Anlaß gegeben, daß in diesem Augenblick die Blicke Aller auf ihr ruhten und am durchbohrendsten das listige, graue Auge des Vaters. Aber niemand, am wenigsten der Graf, sollte den Triumph haben, in ihr Inneres zu sehen, sie als ein unglückliches Opfer zu beklagen, oder gar zu belächeln, der Sieg blieb ihr ja doch zuletzt! Wie ganz anders würde es morgen um diese Zeit in diesen Räumen aussehen; der bloße Gedanke daran verlieh ihr Muth und Ausdauer.

Sie lächelte und scherzte, nahm Thee und achtete darauf, daß die Erfrischungen herumgeboten wurden. Aber die Thränen, die sie selber tief hinabzwang, weinte Aenni mit blutendem Herzen. Sie war fast fassungslos, während sie der übrigen Dienerschaft beim Serviren half, und manche mitleidige Frage wegen ihrer rothen Augen, manch tröstendes Wort ward ihr zugeflüstert. Wer zweifelte daran, daß die Trennung von der

jungen Herrin, die sie ja mit auferzogen, der Grund ihres Kummers war.

Das Gouter ging vorüber, die Herren rückten zusammen, ihr Lieblingsthema die Politik zu bearbeiten, denn drohender und drohender gestalteten sich die Verhältnisse in Frankreich und immer tumultuarischer regte sich der Liberalismus in der Schweiz. Die Beispiele, welche Luzern, das Waadtland und Tessin bereits gegeben, der siegreiche Kampf, welchen sie gegen das aristokratische Regiment geführt, spornte die übrigen Kantone immer feuriger zu gleichen Wünschen und Anstrengungen.

Den Grafen interessirten am heutigen Abend diese Gegenstände nicht im mindesten; er sehnte sich nach einer ruhigen Stunde mit Mathilde und hoffte diese endlich in einem der Nebenzimmer zu erhaschen. Aber der Vogt bewachte ihn mit Argusblicken; um jeden Preis wollte er ein längeres Alleinsein desselben mit Mathilde verhindern, seine Plumpheit von vorhin war nichts als schlaue Berechnung. Noch konnte Alles verdorben werden, wenn das Mädchen dem Grafen ihr Widerstreben ihm anzugehören, kund gab; in der nächsten Viertelstunde würde er das Schloß verlassen, jede Beziehung abgebrochen haben, davon war der Vogt versichert. Er ahnte nicht, welchen mächtigen Bundesgenossen er an der Tochter selbst hatte. So oft sich ein vertrauliches Gespräch

zwischen den Verlobten entspinnen wollte, fuhr der Vogt dazwischen, zum Glück für Constanze, vor deren Blicke sich jedesmal ein dunkler Schleier legte, wenn Graf Rothenfels Mathildens Hand ergriff, wenn er ihr Auge suchte, oder ihr ein leises Wort zuflüsterte. Mathilde saß bleich und still, wie eine schöne Marmorbildsäule, zusammenbebend, zitternd, so oft der Graf sich ihr nahte. Nach Allem was vorausgegangen, konnte er nichts darin erkennen als bräutliche Schüchternheit, denn sie hatte ihm ja frei ihre Gunst zugewendet, wo sie Andere, die sich ihr mit heißerer Huldigung nahten, wählen konnte. Dachte auch vielleicht die übrige Gesellschaft nicht so unbefangen über Mathildens scheues, stilles Wesen, das ihr sonst nicht eigen war, so war man es doch schon gewöhnt im Hause des Vogts bleiche und schweigsame Bräute zu sehen, und zerbrach sich den Kopf nicht weiter darüber. Alle äußeren Umstände der Parthie waren brillant, schmeichelhaft für die Familie, das Uebrige brauchte niemand zu bekümmern.

Aber auch Constanze ward stiller und bleicher während der Abend vorrückte und nachdem die übernatürliche Anspannung, in der sie sich befunden, nachgelassen; ja, nach so viel Schmerz und Leid kam es fast noch einmal wie Glück und Wonne über sie, denn noch einmal genoß und empfand sie die Nähe des Geliebten. Nach und nach vergaß sie Alles um sich her, hörte sie nur

seine volle, kräftige Stimme, sah sie nur sein dunkles Auge und die hohe, männliche Gestalt. Leise, linde Wehmuth stieg auf in ihrem Herzen und mildere Thränen als die des Zornes und der Rache drängten sich zwischen die Lidern. Sie wagte kaum zu athmen; die Augen niedergeschlagen, saß sie zurückgelehnt und trank mit ihm dieselbe warme Frühlingsluft, die zu den weit geöffneten Fenstern hereinströmte — es war der letzte Hauch von Seligkeit in ihrem Leben.

Leise geflüsterte Bemerkungen ihrer Nachbarinnen wie zärtlich sich der Graf um seine stille, zurückhaltende Braut bemühe, und für nichts Anderes Sinn zu haben scheine als für sie, weckten sie aus ihren Träumen. Sie blickte auf, an einem Seitentischchen stand Mathilde und beugte sich über ein Album, in dem sie blätterte. Ihr Nacken war wie mit Blut übergossen, denn Graf Walter hielt ihre Hand, führte dieselbe ein um das andremal an seine Lippen und beugte sich dicht an ihr Ohr. Er hatte sich endlich unbeobachtet geglaubt und mehr gewagt, da Mathilde ihm willig ihre Hand gelassen, ja, sogar den Druck der seinen schüchtern erwiedert hatte. Bei diesem Anblick erstarrte Constanzens Blut zu Eis; die alte Qual, die alte Eifersucht waren wieder da: „es bleibt dabei," murmelte sie in sich hinein, „er soll sie nie besitzen!"

Aber auch der Vogt hatte die kleine Scene mit Un-

ruhe wahrgenommen. „Walter, mein Junge,“ rief er mit seiner schallenden Stimme, daß Alles erschrocken aufsah, „so komm doch hierher und sage uns, was Du Neues aus der Stadt mitbringst. Morgen hast Du Deine Braut ja ganz allein und kannst nach Herzenslust küssen und kosen, aber heute gehörst Du noch zu uns, per sè!“

Zwar warf der Graf stolz den Kopf herum, hielt Mathildens Hand fest und wollte etwas erwiedern, denn er war der ewigen Unterbrechungen müde, aber Mathilde flüsterte fast unhörbar mit süßer Stimme: „gehen Sie, ich bitte Sie darum, lieber Walter!“ Zum Erstenmale nannte sie ihn bei seinem Namen, um diesen Preis mußte er wohl gehorchen; lächelnd drückte er noch einmal die kleine Hand und ging zu den Männern. Bald darauf nöthigte der Vogt die Gesellschaft zum Aufbruch. —

XVII.

Es ist eine auffallende aber ziemlich allgemeine Sitte in der *Schweiz*, daß die Hochzeiten fast nie an dem *Wohnort der Braut*, oder des Bräutigams, sondern meist auf einem neutralen Gebiet gefeiert werden. Warum es so ist, weiß niemand; die Sitte ist uralt, aber jedenfalls hat sie mit ihre Begründung in dem Nationalcharakter des Schweizers, in einer gewissen Scheu sich vor entfernteren Bekannten und neugierigen Gaffern in einer andern Situation als der gewöhnlichen zu zeigen. Man sondert sich mit seinen individuellen Empfindungen und Familienvorkommnissen gerne von der Gesammtheit ab, deren Sympathien und Interessennahme man nicht bedarf.

Was den Herrn von May abhielt sich bei den Hochzeiten seiner vielen Töchter der allgemeinen Sitte zu fügen, war vielleicht der Kostenpunkt, denn der Brautvater hat die Verpflichtung, alle geladenen Gäste, selbst die nächsten Angehörigen, auf seine Rechnung an den

Ort wo die Hochzeit gefeiert wird, zu führen und wieder nach Hause bringen zu lassen. Bis dahin war Constanzens Gebrechlichkeit ein hinreichender Vorwand gewesen, diese Feste stets daheim auf dem Schlosse zu begehen, die Trauung unten in der kleinen Dorfkirche vornehmen zu lassen. Trotz einiger Bedenken, die der Vogt anfänglich gehabt, ließ er es auch diesesmal dabei bewenden. Er hatte sich von jeher über den Prediger ein gewisses feudales Vorrecht angemaßt und die Kirche als zu seiner Domaine gehörig betrachtet. Grade jetzt wollte er davon keine Ausnahme machen und auch die jüngste Tochter, wie er öfter scherzweise sagte, es aber sehr ernstlich meinte, in seiner „Hauskapelle" trauen lassen.

Fast noch schöner als der gestrige Tag stieg der Hochzeitmorgen, eine glückselige Ehe verkündend, herauf. Kein Wölkchen trübte das reine Himmelsblau und die schwere, finstre Gewitterwolke, die über dem Tage hing, erkannte Niemand.

Constanze hatte schon am Tag vorher auf das Befragen der Ihrigen, ob sie hinunter in die Kirche gehen werde, geantwortet, sie wisse es noch nicht und man war nicht weiter in sie gedrungen, da man wußte, wie ungern sie ihr Gebrechen öffentlich zeigte. Jedenfalls, setzte sie hinzu, würde sie dann nicht mit der ganzen Gesellschaft, sondern vorher allein gehen, was man gleichfalls natürlich fand.

Schon am frühen Morgen war es lebendig in dem Thal geworden; von weit und breit strömten die Leute herzu, die schöne Mathilde von May im Brautschmuck zu sehen und bald war das kleine, schmucklose Kirchlein bis zum Erdrücken voll. Zu andrer Zeit hätte vielleicht der willkührliche Vogt keine fremde Seele hereingelassen, aber heute galt es ihm sich populair zu machen und er wußte auch nur zu gut, wie der Glanz der Vornehmen den geringern Leuten jederzeit imponirt und den Einfluß der Ersteren befestigt. — Auch zwischen dem Schloß und der Kirche wogte eine bunte Menge; wer nicht Raum darinnen fand, suchte wenigstens da einen guten Platz zu erhaschen, um das stattliche Brautpaar zu sehen. Droben im Schlosse war gleichfalls Alles in voller Thätigkeit; die Dienerschaft mit den Gästen, die Gäste mit ihrem Putze beschäftigt; Keines hatte Zeit auf das Andre zu achten. Nachdem Mathildens Brauttoilette beendigt, fragte sie Adele, die mit den andern Schwestern ihr dabei behülflich gewesen, ob sie sich nicht zuerst Constanzen zeigen wolle, ehe sie in den Saal gingen. Man hatte sich ohnedem schon gewundert, daß diese nicht selbst zu Mathildens Toilette gekommen.

Mathilde konnte nicht Nein sagen; krampfhaft faßte sie Adelens Arm und bat sie mit ihr hinüber zu der Schwester zu gehen. Sie fanden sie im vollen Putz am offnen Fenster sitzend, bleich, aber ruhig und scheinbar

theilnehmend das fröhliche Getümmel unter ihr betrachtend. Bei Mathildens Anblick ging ein Krampf über ihr Gesicht, sie wischte mit dem Tuch darüber und sagte dann freundlich: „recht hübsch, mein Kind! Du siehst sehr schön, sehr reizend aus, Du wirst Deinem Bräutigam gut gefallen!“ Bei den letzten Worten ging der ruhige Ton ihrer Stimme in ein höhnisches Lachen über, daß Adele, die zum Fenster hinaus sah, einen Moment betroffen umschaute.

Mathilde, von neuer, tödtlicher Angst erfaßt und fast übermannt, warf sich vor Constanze nieder und blickte sie flehend an.

Diese aber sagte wieder gleichmüthig: „Thörichtes Kind, verdirb deine schönen Kleider nicht!“ dann sich vorbeugend, als wolle sie die Schwester küssen, murmelte sie leise in ihr Ohr: „Gedenke!“ und wandte sich wieder zu dem Fenster.

Während Aenni der bebenden Mathilde vom Boden aufhalf, und ihre Kleider ordnete, fragte Adele, die nicht ahnte, welche tragische Scene sich eben unter ihren Blicken abgespielt: „Kommst Du zur Kirche?“ worauf Constanze mit einer Stimme, an deren seltsamen Klang sich die Hörer noch nach langen Jahren erinnerten, sagte:

„Schwerlich; ich bin sehr müde, aber wir sehen uns nachher!“

Eine Viertelstunde später war die ganze Gesellschaft

vom vorigen Abend in dem Salon versammelt mit noch andern Gästen, die erst am Morgen angekommen. Mathildens Erscheinung erregte allgemeine Bewunderung und der Graf ward von allen Seiten so aufrichtig wegen seiner reizenden Braut beglückwünscht, daß er selbst kaum Zeit fand, ihr zu sagen, wie schön sie sei, und wie glücklich ihr Besitz ihn machen werde.

Da scholl von drunten der Klang der Kirchenglocke herauf; der Hochzeitszug ordnete sich und man stieg paarweise die Treppe hinab, das schöne Brautpaar voran. Seit Mathilde ihre Hand auf des Grafen Arm fühlte, waren ihre Fassung und Besinnung einigermaßen zurückgekehrt. Nach der Scene mit Constanze ging sie wie im Traume, halb leblos unter den Gästen umher, so daß mancher Blick befremdet auf ihr ruhte, manche Bemerkung gezischelt wurde, daß die Braut doch wie es scheine, nicht so befriedigt sei, als ihr Vater und der Bräutigam. Selbst der Graf hatte ihr seltsames Wesen bemerkt, aber es blieb ihm jetzt keine Zeit mehr, zu überlegen und zu fragen; die Glocke rief und drunten im Thale donnerten Böller und Flintenschüsse, ein lautes Echo in den Bergen wachrufend.

Mit jeder Stufe die Mathilde hinabstieg, schien eine neue Last von ihrer Brust zu sinken, mit jedem Schritte klammerte sie sich fester an des Grafen Arm, wie der Schiffbrüchige an den rettenden Mast; mit jeder Se-

cunde wuchs und schwoll ihr Muth auf's Neue, das auszuführen, was sie beschloßen und die Erfüllung ihres Schwures zu umgehen. Der Graf fühlte den Druck der feinen Hand auf seinem Arm, fühlte wie sie sich immer fester an ihn schmiegte; sein Blick ward wieder hell und er flüsterte im Gehen leise Liebesworte, die Mathildens Ohr mit süßem Entzücken trank.

Dicht vor dem Altare standen zwei Sessel für das Brautpaar und hinter diesen waren Plätze für die Hochzeitsgäste reservirt. Der Blick des Vogts überflog den Raum und sah mit Befriedigung, daß Constanze sich nicht eingefunden. Dennoch war er durch alles Vorhergegangne zu aufgeregt und ruhelos, sich bei den Uebrigen niederzulassen. Er stellte sich dicht neben Mathildens Sessel und der Prediger begann seine Rede. Vor den Augen der Braut flimmerte, vor ihren Ohren brauste und rauschte es wie ein Meer; sie vernahm kein Wort von dem, was der Geistliche sprach; je näher der Augenblick kam, auf den Constanze ihren letzten Wurf gesetzt, je schwächer fühlte sie sich werden, je drohender erhob sich die Stimme ihres Gewissens. Kalter Schweiß floß von ihrer Stirne, als sie neben dem Grafen auf dem rothen Kissen niederkniete, die Ringe zu wechseln und dann eingesegnet zu werden. Ein dunkler Schleier breitete sich vor ihren Blicken aus — wenn sie jetzt wirklich schwieg bei der inhaltschweren Frage, geschah

es kaum mehr aus Vorsatz, sondern aus Nothwendigkeit. Endlich fragte der Prediger den Grafen, ob er Jungfer Mathilde von May zu seinem ehelichen Gemahl nehmen wolle. Des Grafen lautes „Ja" schallte freudig durch die todtenstille Kirche. Noch tiefer neigte sich Mathildens Haupt auf die Brust, als der Geistliche jetzt dieselbe Frage an sie richtete und dann eine Secunde erwartungsvoll inne hielt. Da rauschte es dicht vor ihr empor wie von seidnen Gewändern, entsetzt flogen ihre Blicke aufwärts, dort, neben dem schmalen Altare stand Constanze ganz allein, hoch aufgerichtet, wie eine Erscheinung der Nacht, das starre Auge auf sie richtend, und den Finger an die Lippen drückend. Ein lautes, entsetzensvolles: „Nein!" entwand sich Mathildens Lippen, dann sank sie ohnmächtig zusammen.

Aber in der nächsten Minute stand sie schon wieder aufrecht in des Vaters Armen.

„Ja!" sagte er laut und deutlich und dann etwas leiser mit gebietendem Tone: „Fortgefahren!"

Der zitternde Geistliche, gewöhnt, sich unter die Autorität des strengen Herrn zu beugen, ergriff die herabhängenden Hände des bräutlichen Paares und sprach den Segen der Kirche darüber aus.

Erst während den Worten des Gebets erwachte der Graf aus seiner Erstarrung; bei Constanzens Erscheinen, bei Mathildens: „Nein!" war er aufgesprungen und nur

die rasche, ja urplötzliche Entschlossenheit des Vogts bannte ihn an die Stelle. Als ihm die Besinnung ganz zurückkehrte, war das bleiche, halb leblose Weib an seiner Seite ihm angetraut.

Wild sah er um sich — so hatte man ihn betrogen, ihn so schmachvoll blosgegeben vor den Augen des ganzen Adels und der ländlichen Bevölkerung der Umgegend. Sein erstes Gefühl war Flucht, dann besann er sich — sollte er sich zu allem dem noch lächerlich machen? Auch war es dazu jetzt schon zu spät; den Vogt an der Spitze drangen die Verwandten und Freunde glückwünschend und händeschüttelnd auf ihn ein. Mathilde, von den Schwestern umringt, erwachte unter einer Fluth von Thränen wieder zu völliger Besinnung und bei den Küssen und Händedrücken, die nun auch ihr zu Theil wurden, erinnerte sie sich, daß sie, ungeachtet aller Schrecken der letzten Minuten Gräfin Rothenfels geworden.

Draußen mischten sich wieder mit dem Glockenklang die Böllerschüsse und das Lebehochrufen der harrenden Menge. Das Haupt stolz zurückgeworfen, aber zähneknirschend, und einen Blick des Hasses auf das Wesen schleudernd, das ihm eine solche Demüthigung bereitet, bot der Graf der immer noch weinenden Mathilde den Arm und führte sie durch die Reihe der jubelnden Landleute, die noch nicht wußten, was geschehen war, zurück nach dem Schlosse, gefolgt von dem Hochzeitszug.

Der Vogt überbot sich bei dem nun folgenden Dejeuner selbst in derbem Humor, aber es gelang ihm doch kaum die Gäste zu erheitern. Finster und in sich gekehrt saß Graf Rothenfels; die junge Frau an seiner Seite bleich und mit niedergeschlagnen Blicken. Sobald als thunlich rüstete sich Jedermann zur Abreise; nach Constanze ward nicht gefragt. —

Während vor der Trauung Alles im Salon versammelt gewesen, hatte Constanze sich von Aenni hinunter in die Kirche führen und in den vergitterten Stuhl des Predigers hinter dem Altare bringen lassen. Auf ihre Anfrage hatte er ihr denselben bereitwillig überlassen. Jetzt lag sie ohnmächtig darin zusammengesunken; trotz aller Anstrengungen war ihr Spiel nicht gelungen, und führte der Graf Mathilden dennoch als seine Gattin hinweg. — Nachdem Jedermann die Kirche verlassen, trugen Aenni und Jakob sie hinauf in ihr Zimmer, wo sie erst wieder zum vollen Bewußtsein ihres verödeten, trostlosen Daseins erwachte, als das junge Paar bereits das Schloß verlassen. —

XVIII.

Wieder wiegte sich die Barke des Grafen Rothenfels auf der blauen Fluth des Thunersees, nur war sie heute noch schöner bewimpelt und beflaggt, als da wir sie zum Erstenmale sahen. Die Ruderer trugen blau und weiß gestreifte Matrosenkleider, Blumenguirlanden schmückten den Mast und umzogen den Rand des Bootes, und von purpurrother Seide wölbte sich das Zeltdach über dem Ganzen. Auf diesem Feenschifflein führte Graf Walter seine junge Gattin hinüber nach dem Schlosse des Onkels, wo sie gleichfalls bunter Blumenschmuck, wehende Fahnen, Musik, Böllerschüsse und eine reichgeschmückte, froh erregte Dienerschaft erwarteten.

Wer hätte bei diesem heitern, äußern Glanze erwarten können, daß das neuverbundene Paar, so ernst und schweigsam, die Blicke von einander abgewendet, bei der fröhlichen Wasserreise bleiben werde. Trotz den weichen Polstern, die den Grafen zum traulichen Ausruhen neben

seiner schönen Gemahlin unter dem Zeltdache einluden, stand er bleich und finster am Steuer, sich scheinbar nur darum bekümmernd, daß das Schifflein ungefährdet seine Bahn zurücklegte, obgleich des alten Steuermanns Kunst und die spiegelglatte Wasserfläche dies schon hinlänglich verbürgten.

Gräfin Mathilde, zwar todtenbleich aber wunderschön in dem dunkelseidnen Reisekleide, lag halb auf der Ruhebank und ihre Augen sahen nichts um sie her, als den hohen Mann, zu dem ihre Blicke immer wieder hinauf flogen, mit einem Ausdruck von Angst und Sorge, der wenig für eine beglückte, junge Frau paßte. Von Zeit zu Zeit, wenn sie an jene glückselige Fahrt vor wenig Wochen gedachte, zog ein dichter Thränenflor über die blauen Augensterne. Wieder hing sie die brennende Hand über den Rand des Schiffes hinab in die kühle Welle, um die innere Gluth zu kühlen, welche sie verzehrte, aber die Hand ward nicht liebend erfaßt wie damals.

Endlich war die schreckliche Reise zu Ende; der Graf bot seiner Gemahlin die Hand zum Aussteigen, führte sie dann an seinem Arm in den Schloßhof und nahm mit herablassender Freundlichkeit die Glückwünsche seiner zahlreichen Dienerschaft in Empfang. Nachdem dies geschehen, geleitete er Mathilde die Treppe hinauf, und durch eine Reihe eben so reich als geschmackvoll eingerichteter

Zimmer. Während des Gehens brach er sein Schweigen und sagte mit dem gleichgültigsten Tone von der Welt:

„Diese Zimmer sind für Dich, Mathilde, ich hoffe, daß Du Dich befriedigt darin fühlst!“

Mathilde konnte nur durch ein Kopfnicken antworten; so kamen sie in das letzte Gemach, ein reizend eingerichtetes Boudoir. Die Dienerschaft war in den ersten Räumen bescheiden zurückgeblieben, dann zog sie sich zurück, man hörte die Thüren schließen und die beiden Gatten waren allein. Wie hatte sich Mathilde nach diesem Augenblick gesehnt, Verzeihung zu erflehen, dem Grafen Alles aufzuklären und an seiner Brust den Jammer zu vergessen, der sie seit Wochen belastet.

Wie seltsam er sich auch jetzt benahm; über jeder Pein der Gegenwart schwebte die selige Gewißheit, daß sie trotz allem was geschehen, dem Grafen unauflöslich verbunden sei.

Jetzt durfte sie ihm ihre wirkliche Empfindung zeigen; sie sank in einen niedern Sessel, hob die Hände flehend empor und rief mit von Thränen erstickter Stimme: „Walter, warum blickst Du mich so finster an? Warum lässest auch Du mich entgelten, was ich um Dich gelitten?“

Der Graf lehnte sich mit dem Rücken an den Kamin und sagte gelassen: „Laß das, Mathilde, es ist

mit einer Scene für heute genug, ich liebe dergleichen nicht!"

„Aber Walter, willst Du mich denn nicht hören?"

„Nein, denn ich weiß Alles, sehe Alles in voller Klarheit. Ob Du mich wirklich je geliebt, oder mir nur Liebe geheuchelt, gilt jetzt ganz gleich. Angestachelt von Deiner Schwester, im Complott mit ihr, hast Du mir eine Demüthigung bereitet, die ein rechter Mann zeitlebens nicht verzeiht, noch vergißt."

„Walter! Walter!"

„Schweige, Mathilde! Ich habe Dich wirklich warm geliebt, Deiner Unschuld, Deiner Harmlosigkeit wegen! Aber Dein Herz ist voll Tücke, denn Du ließest Dich zum Werkzeug gegen mich gebrauchen. Ha, mir dies anzuthun, der seine Hand nach den Vornehmsten, den Reichsten im ganzen Lande ausstrecken durfte! Mir, dem Grafen Walter von Rothenfels ein Nein! entgegenzuschleudern, vor diesen Bauern, vor meinen Freunden und Standesgenossen, nein, Frau Gräfin, das ist unerhört!" und der Graf brach in ein schallendes Hohngelächter aus.

Mathilde schluchzte als wolle ihr Herz zerbrechen; endlich stammelte sie: „Weil ich Dich liebte, Walter, und Dich nicht aufgeben wollte, wie ich es schwören mußte!"

„Ha, immer besser, also weil Du mich liebtest hast Du mich betrogen, beschimpft, mich dem allgemeinen

Gespötte ausgesetzt, mich die Rolle eines Tyrannen spielen lassen, der ein Mädchen gegen ihren Willen zum Altare schleppt. Warum suchtest Du nicht Schutz und Hülfe bei mir, wenn Du mich wirklich liebtest?"

„Walter, Verzeihung!"

„Nein, die Welt soll es erfahren, daß Graf Walter von Rothenfels zu ritterlich denkt, ein Weib das ihn öffentlich verwirft, wirklich zu seiner Gattin zu machen. Morgen sind wir die Fabel des ganzen Cantons, morgen bin ich der edle Ritter Blaubart, der eine arme, unglückliche Sclavin in seinem Schlosse festhält und sie moralisch tödtet!"

Der Graf ging einigemale im Zimmer auf und nieder, dann fuhr er ruhiger fort: „ich könnte wieder trennen lassen, was die Kirche heute mit allzugroßer Eile verband, aber die Zeit ist nicht darnach angethan, daß der Adlige dem Lande das Beispiel einer Ehescheidung gibt, außerdem gab ich meinem Onkel das Versprechen, mich mit Dir zu verbinden, er hat sein ganzes irdisches Gut auf mich übertragen, er soll in dem Glauben sterben, daß ich ein glücklicher Gatte geworden bin. Darum wirst Du meinen Namen tragen, meinen Rang und mein Vermögen theilen, im Uebrigen aber bist Du frei, denn wir sind geschieden auf immer!"

Mathilde, die sprachlos zugehört, stürzte nieder und umfaßte seine Kniee: „Walter," rief sie außer sich, „Wal-

ter, ich lasse Dich nicht, ich bin Dein Weib, Du darfst mich so nicht von Dir stoßen!"

Er beugte sich nieder, machte sich von ihr los, legte sie auf ein Ruhebett und sagte mit sanfterem Ton: „Es kann nicht anders sein, Mathilde, ich leide auch, ich bin auch bestraft für die Unwahrheit, der ich mich hingegeben. Aber was diesen Morgen geschehen, hat mein Herz herumgewendet; erniedrige Dich nicht weiter mit Bitten, denn — ich liebe Dich nicht mehr!"

Mit diesen grausamen Worten verließ er das Gemach, während Mathilde in unsäglichem Schmerze laut aufschrie und dann besinnungslos niedersank.

Constanze, nicht minderen Qualen hingegeben, ahnte nicht, wie sich in dieser Stunde doch noch erfüllte, was sie um jeden Preis herbeiführen wollte.

XIX.

Zwei Monate später waren die innern Verhältnisse des Cantons Bern dem totalen Umsturz nahe. Die gelungene Julirevolution hatte in den Strom des Völkerlebens einen Stein geschleudert, dessen Wirkung gleich den Wasserringen sich bis weit über ihre Grenzen hinaus, fast über ganz Europa verbreitete. Der Staat der am nächsten und wirksamsten dadurch berührt wurde, war die Schweiz; der Zündstoff, welcher dort schon lange aufgehäuft gelegen, stand urplötzlich in hellen Flammen. Schritt für Schritt mußte die Aristokratie vor der wechselnden Volksmacht zurückweichen und ihre so despotisch geübte Herrschaft den Händen der Liberalen überlassen. Am längsten stemmte sich die bernische Oligarchie gegen das Andrängen der Democraten; jede mögliche Anstrengung wurde gemacht, sich wenigstens in der Hauptstadt selbst im Besitz der Gewalt zu erhalten.

Graf Walter von Rothenfels und Herr von May befanden sich im dichtesten Kampfgewühl; der alte Graf hatte den schon so lange drohenden Umsturz nicht mehr erlebt. Wenige Tage nach der Hochzeit seines Neffen schied er vom Leben mit dem frohen Bewußtsein, sein irdisches Gut in den Händen ebenbürtiger Erben zurückzulassen. Walter, der gleich am folgenden Tage wieder zu ihm geeilt war, drückte ihm die kalten, grauen Augen zu, die zeitlebens immer nur nach Geldgewinn und äußerm Glanze ausgeschaut hatten, und erst in den letzten Wochen sich anstrengten den Himmel zu suchen, welchen ihm der Geistliche, der seine letzten Lebenstage mit salbungsvollen Gebeten ausfüllte, verhieß. Man brachte ihn nach seinem Schlosse am Thunersee, ihn dort in der Familiengruft zu bestatten. Der erste Gast den Mathilde als junge Frau empfing, war eine Leiche; der Festschmuck, welcher noch das Schloßportal zierte, mußte Trauerflören und Cypressenkränzen weichen.

Dies Ereigniß, das so bald auf die Hochzeitsfreude folgte, erklärte der Dienerschaft wenigstens einigermaßen die bleichen Wangen der Gräfin und das düstere Aussehen ihres neuen Herrn. Bald aber verbreitete sich von Wimmis aus bis herüber an das andere Seeufer die Kunde von dem seltsamen Vorgang bei der Trauung des Paares und man fing an Mathilde mit theil=

nehmender Neugierde als ein armes, unglückliches Opfer, den Grafen als einen Despoten, und wie er richtig vorausgesagt, als eine Art von Blaubart zu betrachten. Auch Constanzens plötzliches Erscheinen neben dem Priester ward von Manchem mit dem Vorgang in Verbindung gebracht, während Andere dies nur als einen ganz natürlichen Zufall wollten gelten lassen.

Bald nahmen die Vermuthungen und Klatschereien wieder eine andre Richtung, als es nach und nach ruchbar ward in welch seltsamem Verhältniß die beiden Gatten zu einander standen. Es war ein Glück für die Köpfe und Zungen der Leute, daß ihren zahllosen Commentaren durch die Julitage ein Ziel gesetzt, und die Interessen des kleineren Kreises durch Weltereignisse in den Hintergrund gedrängt wurden.

Aber auch für Mathilde war dieser Umschwung ein Glück. Das Leben auf dem schönen Schlosse an dem reizenden See, nach dem sie sich so sehr gesehnt hatte, ward ihr mit jedem Tage unerträglicher, das Zusammensein mit ihrem Gatten zur peinlichsten Qual. Ein jeder Tag wandelte einen Theil ihrer Liebe in glühenden Haß um; je kühler, glätter, und höflicher sich der Graf ihr gegenüber benahm, je leidenschaftlicher ward ihre Bitterkeit. Seine ruhige Gleichgültigkeit empörte sie tiefer, als offne Verachtung es gekonnt hätte.

Die politischen Ereignisse machten eine Diversion in dem gespannten Verhältniß der Gatten; sie riefen den Grafen bald hier, bald dorthin und schon frühe im Herbst siedelte er ganz nach der Hauptstadt über, den Ereignissen des Tages näher zu sein.

Das Einzige was Mathilde während der trostlosen Sommerzeit zuweilen aus ihrer schmerzlichen Erstarrung riß, war die Begegnung mit dem Maler Freudenberg. In einer Sennhütte hoch über dem See eingesiedelt, durchstreifte er mit seiner Mappe unermüdlich die Umgegend des Schlosses Rothenfels, glücklich, wenn es ihm gelang sie nur aus der Ferne zu sehen, und selig, wenn ein Blick, ein flüchtig erwiederter Gruß ihm zu Theil ward. Bald erschien er Mathilden wie das einzige Band, das sie noch an eine bessere Vergangenheit knüpfte und ohne daß je ein Wort zwischen ihr und dem Maler ausgetauscht wurde, war das häufige Begegnen doch genug, eine spätere Beziehung herbeizuführen.

Nach Bern zurückgekehrt, öffnete Graf Rothenfels der Trauer ungeachtet seinen Salon und Mathilde mußte sich täglich bereit halten, Gäste zu empfangen. Der Graf wollte dem widerspenstigen Bürgerthum zeigen, welchen Glanz ein altes Geschlecht immer noch um sich her zu breiten vermochte.

Für die Gräfin war diese Anordnung Rettung aus einer Stimmung, die sie zuweilen dem Selbstmorde nahe brachte. Nun traten Jugend, Schönheit, Leben wieder in ihr Recht. Mit glühender Lust stürzte sie sich in den Taumel der rauschendsten Vergnügungen, unermüdlich neue Anregungen, neue Genüsse zu erfinden.

Sie ritt, Sie fuhr, sie tanzte bis zur Erschöpfung aller Kräfte, um dann nach kurzer Ruhe wieder auf's Neue zu beginnen. Jetzt kümmerte sie sich nicht mehr um das eine dunkle Augenpaar, das ihr sonst so unabläßig folgte; mochte sein Blick kalt und finster geworden sein, dafür hingen hundert andere Augenpaare glühend, bewundernd und huldigend an ihr.

Aber der eifrigste ihrer Anbeter und auch fast der bevorzugteste, war der Maler Freudenberg. Dank jener herablassenden Zuvorkommenheit, deren sich die Aristokratie in schwierigen Zeitläuften immer zu befleißigen weiß, war es ihm jetzt leicht geworden, Zutritt in Kreise zu erhalten, welche ihm früher verschlossen gewesen. Man fing dort plötzlich an Künstler und Gelehrte zu schätzen um sich selbst damit zu heben. Zwar betrachteten des Malers Freunde sein Eindrängen zu den glänzenden Soiréen des Grafen, grade im jetzigen Augenblick, als ein wahres Renegatenthum, aber es kümmerte



ihn nicht, denn er hatte endlich erreicht, was er so lange, so heiß ersehnt.

Trotz ihrer früheren Abneigung gegen ihn, war er jetzt ein täglicher Gast im Hause der jungen Gräfin und in jeder Weise von ihr protegirt. Die rücksichtslose Huldigung, welche das junge Mädchen verletzt hatte, befriedigte die verschmähte Frau; der Kälte ihres Gatten gegenüber war es ihr eine Genugthuung, eine so tiefe, so unüberwindliche Leidenschaft eingeflößt zu haben. Sie erwiederte dieselbe nicht, aber des Malers Anbetung hätte sie keine Stunde mehr entbehren können und er begnügte sich damit, ihr immer nahe sein, ihr jeden Dienst erzeigen zu dürfen. Mathilde liebte überhaupt nicht mehr, trotz der ungemessensten Huldigungen, die ihr ohne Bedenken — denn man betrachtete sie als frei und schutzlos, dargebracht wurden, aber sie kokettirte mit dem vollen Bewußtsein, daß ihren Reizen kein Mann widerstehen könne. Keiner, als dieser stolze, kalte Egoist, der sie ruhig gewähren ließ und nur in seltnen Fällen Einhalt gebot.

So verging ein Theil des Winters unter immer drohendern Anzeichen. Wie zuvor in Paris, so tanzte man jetzt in Bern auf einem Vulkan, bis auf der bekannten Volksversammlung zu Münsingen im Januar 1831 die erschöpfte Oligarchie der letzte Schlag traf und

kurze Zeit darnach ein neues, volksthümliches Regiment an die Stelle des Alten getreten war.

In der Stadt legten die Junker und Adligen ihre Regierungsämter nieder, und auf dem Lande war die verhaßte Macht der Landvögte für immer gebrochen. Statt der stolzen Patricier, welche die Hauptstadt früher entsendet, die Landstädte und das Landvolk zu knechten, wählten diese nun aus ihrer eignen Mitte ihre Verwaltungs- und Justizbeamten.

Auch der Vogt von Wimmis hatte ausregiert und mußte sein altes Felsennest verlassen, das nun zu Gemeinde- und Cantonszwecken benutzt wurde. Daß man es Constanzen auf ihre dringenden Bitten gestattete dort wohnen zu bleiben, bewies aufs Neue daß das Volk wo es Sieger bleibt, immer großmüthig ist.

Der Vogt hoffte nach dieser vollständigen Niederlage die ihn tief erschütterte, nun seinen dauernden Aufenthalt bei Walter und Mathilde zu nehmen, aber beiden war sein Anblick unerträglich, beide wußten zu gut, wie sie vornehmlich seinen Ränken ihre gegenwärtige elende Lage zu danken hatten.

Eine andre Art von König Lear, wanderte er nun von einer Tochter zur andern, von keiner freundlich aufgenommen, denn, wie sehr er sich auch immer damit brüstete, daß er nur für das Glück seiner Kinder

gesorgt, war ja doch keine beglückt. Niemand betrauerte ihn aufrichtig, als der Tod zwei Jahre nach seiner Amtsentsetzung den Schluß eines jetzt freudlosen Daseins bildete, das immer nur dem Egoismus und der Herrschsucht gedient hatte.

XX.

Drei Jahre nach den oben geschilderten Begebenheiten glitt wieder die Barke des Grafen Walter von Rothenfels über den Thunersee, in der Richtung nach Spiez zu. Es war ein drückend heißer Nachmittag, kein Lüftchen kühlte die Stirne der lautlos arbeitenden Ruderer, und selbst die blitzende Welle schien stille zu stehen in lässiger Ruhe. Kein Kranz, kein lustig dahin flatternder Wimpel schmückte das Boot, nur das Zelt war aufgespannt und darunter lag auf einem Ruhebett eine bleiche Frauengestalt. Wenn sie zuweilen die Augen aufschlug konnte man an deren feuchtem, blauem Glanze erkennen wer sie einst gewesen — die schöne, gefeierte Mathilde von Rothenfels. Zu ihren Häupten saß eine hohe Männergestalt, mit ernsten, ja fast gramvollen Zügen. Mit augenscheinlicher Sorgfalt bemühte er sich um die Kranke; bald spannte er einen Schirm auf, wenn bei einer Wendung des Bootes ein schräg einfallender Sonnenstrahl unter das Zelt sich stahl, bald bot er den rothen, bren-

nenden Lippen, die sich wie halb verschmachtend öffneten, einen kühlen Trank. Alle diese kleinen Aufmerksamkeiten wurden mit theilnahmloser Ruhe aufgenommen; kein Händedruck belohnte ihn, kein Blick kam dem seinen, der unverwandt und bekümmert auf ihr ruhte, entgegen.

Jedes athmete auf, als die mühevolle Fahrt ihr Ende erreichte und man an der Landungsbrücke in Spiez anlegte. Wieder stand ein Wagen bereit wie damals, den Schatten jener schönen Mathilde auf das väterliche Schloß zu bringen. Mit dem Rechte eines Gatten trug, führte und stützte der Graf die Leidende, aber eine Marmorsäule hätte seine Sorgfalt nicht kälter, nicht passiver aufgenommen. Als an dem Schloßthor der alte Jakob das Paar empfing, rang ein schwerer Seufzer sich aus Mathildens Brust und sie zitterte convulsivisch während der treue Diener sie mit Hülfe des Grafen die hohe Treppe hinaufgeleitete. Oben auf der Altane stand wieder Constanze, die Schwester zu empfangen, noch bleicher fast, noch zitternder als sie. Es war ein schreckliches Wiedersehen zwischen diesen drei Menschen, von denen Eines das Andre so elend gemacht. Aber als jetzt Mathilde mit geschlossnen Augen und rückwärts gebeugtem Haupte in dem Sessel lehnte, fast schon eine schöne Leiche, da fühlten Constanze und Graf Walter, daß sie am geringsten gefehlt, daß sie das nur wenig schuldige

Opfer ihrer beiderseitigen Leidenschaft, ihres Egoismus und ihrer Selbstüberhebung geworden.

Laut schluchzend sank Constanze zu den Füßen der Schwester und bedeckte deren fast durchsichtige Hand mit heißen Küssen; es waren seit lange wieder die ersten Thränen die sie weinte. An der andern Seite des Sessels lehnte der Graf, auch seiner Brust entwand sich ein dumpfes Stöhnen und langsam rollte eine Thräne um die andere über seine Wange. Nach einer Weile erholte sich Mathilde, sie nahm die Hand der Schwester und die des Grafen in ihre Beiden und sagte: „Laßt uns hier am Rande meines Grabes einander Alles vergeben und vergessen! Hätten wir alle Drei die wahre, ächte Liebe besessen, es wäre nicht so weit mit uns gekommen. Unser Stolz, unsre Selbstsucht, unser Hang zur Unwahrheit waren größer als unsere Herzen, dafür sind wir schwer gestraft. Möge der Himmel mir meine große Schwachheit verzeihen, wie ich es Euch verzeihe, daß Ihr meine Jugend getödtet!“

Traurige, schwere Wochen folgten diesem Abend; von Tag zu Tag ward Mathilde kränker und schwächer. Die verwöhnte Constanze vergaß zum Erstenmal im Leben sich selbst, um sich ganz der Schwester zu widmen. Tag und Nacht war sie um dieselbe beschäftigt und mochte es kaum Aenni gönnen, daß sie die Pflege der Kranken mit ihr theilte. Wer sie so gesehen, hätte ihr

die edelste Hingebung zugetraut, hätte sie jeden Opfers für fähig gehalten, — und wie klein und engherzig, wie selbstsüchtig war sie doch in der wirklichen Prüfungsstunde gewesen. Es preise Keiner die Tugenden und Vorzüge eines Menschen, ehe es sich erprobt was stärker sei, ob diese, oder seine Leidenschaften. Wie sie auch immer heißen mögen, Eifersucht, Haß, Mißtrauen, Neid oder Herrschsucht — wer von einem dieser schlimmen Geister beherrscht wird, ist niemals ganz und wahrhaft gut, nie ganz edel, wie häufig er auch in manchen Fällen so erscheinen möge.

Ihres Leidens, ihrer Schwermuth ungeachtet, fühlte Mathilde sich noch einigermaßen beglückt durch die Aufmerksamkeit und die Aufopferung der Schwester, und war sie ihr herzlich dankbar dafür. Die alten Zeiten, in denen zärtliche Hingebung sie Beide verband, schienen wiedergekehrt zu sein. Trotz dem großen Herzeleid das Constanze Mathilden bereitet, trotz der Entfremdung in der sie dadurch bis dahin gelebt, hatte sich Letztere doch im Herzen schon längst wieder der Schwester zugewendet, seitdem sie an sich selbst erfahren, wie tief verschmähte Liebe schmerzt.

Inmitten der Zerstreuungen und Lustbarkeiten, denen sie sich seit ihrer Verheirathung unausgesetzt hingegeben, sehnte sie sich nach dem Herzen Constanzens, das

ja allein sie verstehen konnte, und wußte sie, daß diese mit ihr den Haß für den Mann an ihrer Seite theile.

Als sie mit in Folge des innern, nagenden Kummers und ihres taumelvollen Lebens schon in der Blüthe der Jahre von der Krankheit befallen wurde, die auch ihrer Mutter ein frühes Grab bereitet, wollte sie nirgend anders sterben, als in Constanzens Nähe und auf dem Schlosse, wo sie ihre glücklichen, unschuldsvollen Kindertage verlebt. Mit dem fieberhaften Eigensinn einer Kranken, wies sie alle andern Vorschläge ihres Gatten und der Aerzte, die einen Aufenthalt in Italien vorschlugen, zurück. Man mußte ihr willfahren und Constanze zeigte sich augenblicklich bereit, sie mit offnen Armen bei sich aufzunehmen, und die Nähe des Grafen Rothenfels zu dulden.

Auch in ihrem Gemüthe war eine große Veränderung vorgegangen. Selbst in dem abgeschlossnen Dasein, das sie führte, konnte ihr die Kunde nicht verborgen bleiben, von dem eigenthümlichen Verhältniß zwischen dem Grafen Walter und seiner Gemahlin. Wann wäre so etwas auch je den Blicken der Welt entgangen, und wen konnte es lebhafter interessiren als Frau Emma, die fortwährend in ihrem gastfreien Pfarrhause alle Neuigkeiten der Umgegend aus erster Hand empfing.

Sie war es vornehmlich, welche Constanze mit den Dingen der Außenwelt auf dem Laufenden erhielt, da

sie, halb aus wirklicher Theilnahme, halb aus Neugierde mit ihren gewöhnlichen Besuchen auf dem Schlosse fortfuhr.

Die Gewißheit, daß Walter und Mathilde nur ein äußerlich verbundnes Paar waren, daß Jedes seinen eignen Weg für sich ging und sie nicht mehr mit einander verkehrten, als die strengste Convenienz erforderte, war Balsam für Constanzens furchtbare Eifersucht und machte sie ruhiger, wenn auch nicht getrösteter dafür, daß sie selbst jedes Lebensglück entbehrte.

Wäre ihr Mathilde als eine beglückte Gattin und Mutter entgegengetreten, sie hätte den Anblick nicht zu ertragen vermocht; aber so, krank, gebrochen, dem Tode verfallen wie sie war, umfing sie dieselbe mit aufopfernder Liebe, konnte sie es ruhig ansehen, wie der Graf die zartesten Aufmerksamkeiten an seine Gemahlin verschwendete, ohne jemals Anerkennung dafür zu empfangen. So waren die zwei Schwestern im Augenblick fast glücklich zu nennen, dem Manne gegenüber, der sie Beide so gränzenlos gekränkt.

Ihn zernagte jetzt die bitterste Reue, daß er Mathilde so schonungs- und erbarmungslos von sich gestoßen, daß er an jenem unglücklichen Abend nach seiner Trauung nur den Eingebungen seines gekränkten, ungemessnen Stolzes gefolgt war. Nach Jahr und Tag, als seine Rache sich gekühlt fühlte, hätte er gern Alles

wieder gut gemacht, wünschte er aufrichtig, sich mit der Gattin zu versöhnen und welcher Mann der dem Grafen gleicht, hätte daran gezweifelt, daß ihm eine solche Aussöhnung gelingen müsse, wenn er nur ernstlich wolle.

Aber er täuschte sich. Mathildens Gefühle waren zu tief verletzt; jene fürchterlichen Worte: „Erniedrige Dich nicht mit Bitten, denn ich liebe Dich nicht mehr!" tönten fort und fort in ihrem Innern wieder und löschten jede neue Liebesregung aus. Der nagende Schmerz, der sie nie verließ, den sie fort und fort zu übertäuben suchte, war das Gefühl verschmäht und verstoßen worden zu sein. So mußte jeder Versuch der Annäherung von Seiten des Grafen spurlos an ihr abgleiten und sie blieb ihm gegenüber kälter und unempfindlicher als die eisgekrönte Jungfrau, deren Gunst er einst doppelsinnig erfleht hatte. Jetzt erst, seit sie schwach und krank geworden und einer physischen Stütze bedurfte, duldete sie seine Nähe und Berührung ohne jedoch dabei zu erwarmen.

Gleich Constanze lernte auch er nur zu spät die schwere Kunst der Selbstverleugnung, und die Geduld, die er Mathildens krankhaften Schwächen und Launen gegenüber bewies, bezeugte hinlänglich, wie tief er es bereute sie zu Boden getreten zu haben, gleich einem Wurm.

Auf dem Schlosse konnte er nicht wohnen, aber täg-

lich kam er herauf, beladen mit allen Hülfsmitteln, die einem Leidenden die schwere Zeit erträglicher machen. Noch einmal sahen die alten Mauern des Schlosses in ihrem Innern ein friedliches, einträchtiges Stillleben, das fast ein trauliches zu nennen war, trotz des Schmerzes, der sich ihm zugesellte. Aber nur wenige Wochen dauerte dieses Zusammensein, denn der Tod, unter dessen Auspicien es allein möglich geworden, stand schon lauernd an der Pforte. Als drunten im Thale sich die Aepfel zu röthen begannen und im Strahle der Herbstsonne wieder wie Rubinen und Topasen erglänzten, ward Mathildens bleiche Wange noch bleicher. Noch einmal trug man sie auf ihr Verlangen hinaus auf die Altane, die schöne Welt zum Letztenmal zu schauen. Der Graf und Constanze hielten ihre beiden erkaltenden Hände. Die Thränen, die sie heute weinten, lockte nicht Reue, sondern Wehmuth und Leid um ein scheidendes Leben.

Mit jedem Augenblick wurden die Athemzüge der Gräfin leiser, ihre Stirne blässer, die halb gebrochnen Augen blickten nach den Alpen, die sich langsam zu röthen begannen. Als das Haupt der Jungfrau glühendes Roth umflammte, hob sie noch einmal die Hand, deutete dahin und sagte schwach: „Constanze, Dir ward Dein Recht!“ dann sank sie zurück und war nicht mehr. —

Noch drei leidvolle Tage, ausgefüllt durch das trau-

rige Geräusch, die schattenhafte Emsigkeit, welche der Tod als sein schauerlichstes Gefolge mit sich führt — und Alles war vorbei. Graf Rothenfels reiste ab und Constanze blieb allein für den langen, öden Rest ihres Lebens, allein mit ihren Erinnerungen und dem Grabmal unten an der Kirche, das zu schmücken ihre einzige Lebensaufgabe geblieben war.

Noch ein Andrer wallfahrtete alljährlich zu diesem Ort, an den das schönste und trübste Angedenken seines Lebens ihn knüpfte: es war der Maler Freudenberg, der nun ein ernster, in sich verschlossner Mann geworden. Nach Mathildens Tod, der ihn selbst fast tödtete, verließ er Bern, er mochte die Stätten nicht mehr sehen, die er an ihrer Seite betreten, mochte nicht in Kreise zurückkehren, in denen man seine „unsinnige Leidenschaft" verdammt und verspottet hatte. In einem abgeschloßnen Thale des Cantons Unterwalden siedelte er sich an und lebte nur noch seiner Kunst und der Pflicht die Armuth zu lindern, die ihn in der rauhen Gebirgswelt umgab. Er malte fast nichts Anderes mehr, als Altarbilder für Dorfkirchen, Heiligenbilder ohne Heiligenschein, aber mit frommen, verklärten Zügen, in denen sein naives Publikum häufig genug die Züge der schönen Gräfin Rothenfels hätte erkennen mögen, wenn es überhaupt etwas von ihrer Existenz gewußt. An den langen Winterabenden strickte er, gleich den Hirten der Umgegend, wollne

Strümpfe und trug sie dann selbst hinauf in die armen, halb unter dem Schnee begrabenen Hütten. Der Wohlthäter der ganzen Gegend, fand er in selbstvergessner Liebe die Ruhe und den Frieden, welche Constanzen und dem Grafen versagt blieben.

Graf Rothenfels verließ bald nach Mathildens Tod die Schweiz. Lange Jahre standen sein Schloß und die nun ausgebaute Villa verödet und verlassen. Man sprach nur zuweilen von ihm, um Vermuthungen darüber anzustellen, wer nach ihm die nächsten Erben wären, da er ja keine Kinder hatte.

Man täuschte sich; eines Tages erschien er plötzlich in Begleitung eines schönen, jungen Mannes mit dunklen Locken und sonngebräuntem Antlitz, den er den erstaunten Nachbarn und Freunden als seinen Sohn präsentirte. Das Testament des Onkels hatte verfügt, daß die rechtmäßigen Nachkommen des Grafen Walter die Erben seiner reichen Güter werden sollten und es blieb dabei, denn Graf Walter war nach Italien zurückgekehrt, hatte seiner Verbindung mit der Sicilianerin den Segen der Kirche geben lassen und Beppa's Sohn mußte unangetasteter Besitzer derselben werden.

Gegen Menschenweisheit und Menschenwille hatte das Schicksal doch noch durchgesetzt, was ihm wohl als recht erschien. —



Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

